

Wiederkehr die Wache wie einen entbehrten Bekannten.

Höchst vielfältig war sein Verkehr: die Sklaven aller christlichen Zungen, als Schiffsvolk der Reïs, die schmuckbelasteten Weiber unter den Torbögen, Soldaten, Religionspersonal, Handwerker, Beamte, handelnde und gelehrte Juden machten ihn aus. Ihn kannten die Kinder. Er war in der Leute Mund. Daß ein Entsetzlicher wie Dali-Mami ihn schonte, ihn offenbar auf irgendeine Weise in sein düsteres Herz eingeschlossen hatte, erschien so tief erstaunlich, daß manche von Zauber murmelten. Sie waren nicht so weit von der Wahrheit.

Für seinen Unterhalt war gesorgt, zumal seitdem einer Anzahl von christlichen Kaufleuten das Privileg erteilt worden war, sich anzusiedeln und Handel zu treiben. Die Häuser Balthasar Torres und Onofre Exarque waren die angesehensten. Wenn hier Schwieriges aufzusetzen war, wurde Cervantes gerufen.

Er hätte zufrieden sein können. Aber sich mit Verhaßtem abzufinden, war seines Herzens Sache nicht. Noch nicht einmal an die Qualen der Lastesel hierzulande hatte er sich gewöhnen können. Sah er solch einen Kleinen vorüberkommen in den krummen Gassen, auf dem Rücken einen wanstigen Reiter, der schwerer war als sein Tier und ihm mit dem Eisenstachel die schon eiternde Flanke

bearbeitete, so schoß ihm das Blut in den Schädel, und er meinte zuschlagen zu müssen. Wie hätte er ruhig den Anblick von König Hassans Greuelthaten ertragen sollen, die sich täglich noch steigerten. Die Galgen wurden garnicht mehr leer, der Erdboden vor Bab-el-Wed war schlammig vom Blut, die Anzahl der besoldeten Folterknechte reichte nicht aus und wurde vermehrt, „kaum ein Christ hat hier mehr seine zwei Ohren am Kopf, und glücklich, wer noch aus zwei Augen blickt“, schrieb in diesen Tagen ein Neapolitaner nach Hause.

Vermutlich hätte Cervantes jetzt fliehen können, er als ein Einzelner, denn niemand kontrollierte ihn mehr. Sein Ziel aber blieb die Befreiung vieler. Die Mißerfolge schreckten nicht ab. Er suchte hier eine Rechtfertigung für sein Dasein, das ihm kläglich, ganz ohne Größe und Wirkung zu verlaufen schien.

Genau zwei Jahre nach jenem letzten Versuch war es wieder so weit. Es war wieder und noch einmal der schicksalhafte Monat September.

Den angesiedelten Handelsleuten untersagten ihre Verträge streng jede Begünstigung christlicher Sklaven; brachen sie diese Klausel, so war ihre Niederlassung, ihr Eigentum, ja ihr Leben gefährdet. Aber der Kaufmann Onofre Exarque, ein Valenzianer, von allen der Reichste, wider-

stand nicht dem Einfluß seines einhändigen Sekretärs. Er rüstete ein Schiff für ihn aus.

Nicht ein armseliger, kleiner Kutter war es diesmal, sondern eine Fregatte, stattlich, bewaffnet, geräumig genug, um sechzig entweichenden Spaniern Raum zu gewähren. Aus Cartagena kam sie und am Cap Matifu sollte sie ankern, fünf Stunden von Algier — dort, wo Kaiser Karl einst sein zertrümmertes Heer eingeschifft hatte und sich als den Letzten.

In diesem Jahr fiel der Ramadan fast ganz mit dem christlichen September zusammen. Die 29. Nacht, die den Fastenmonat beschließt, Aid-es-seghir, die Lichter- und Festnacht, war zur Aktion bestimmt. Wenn bei Eintritt des Dunkels das große Schmausen begann, wenn die köstlich Gesättigten dann, vom Genuß noch glühend, sich in Haufen zu den Moscheen drängten, aus deren weitoffenen Pforten gelber Lichtglanz erstrahlte, jubelnd alle, zur näselnd grellen Musik freudig den heiligen Namen ausschreiend, mit Lippen, die vom fetten Honiggebäck glänzten und triefen —, dann war die Gelegenheit da, auszubrechen aus der schwärmenden Raubstadt, einzeln oder in Trupps, Mauern zu überklettern, aus dem Hafen zu schwimmen, ja harmlos vielleicht durchs Tor zu spazieren. Eine Stunde entfernt, am linken Ufer des Harrasch, sollte der Sammelplatz sein.

Größte Heimlichkeit schien bewahrt. Am Morgen vor der Lichternacht würde jeder durch ein Losungswort erfahren, daß alles bereit und daß keine Gefahr sei. Miguel Cervantes sollte überall selbst die glückverheißende Parole verbreiten. Sie warteten alle auf ihren Arbeitsplätzen seit Morgenrauen.

Sie warteten vergeblich. Das Wort erklang nicht. Keiner sah den Cervantes. Keiner verließ am Abend die Stadt.

Verrat war wieder im Spiel, Verrat, dem Cervantes so fremd, daß er ihn niemals einzubeziehen vermochte in seine Rechnung.

Der ihn übte, aus Neid und Eifersucht diesmal, war ein Spanier gelehrten Titels, der Doctor Juan Blanco de Paz, Dominikanermönch einst in Salamanca. Gelbfahl von Gesicht erschien er und häßlich beleibt, sein Blick, seine Haltung erweckten ein trauriges Mißbehagen. Übel und zweideutig war jedes seiner Worte, übel und eindeutig der Mundgeruch, der jedes begleitete. Sogar in dieser Stadt voller ungewaschenen Sklaven fiel er auf damit, und wenn jemand vom „Stinkenden“ sprach, so wußte man, wer gemeint sei. Dabei aber plagte diesen Benachteiligten ein unzählbarer Drang, zu gefallen und Freunde zu gewinnen. Cervantes, den einnehmenden, behenden Mann, den Staunen umgab, haßte er giftig. Nur um zu verraten, hatte



er sich in den Fluchtplan gedrängt. Am vorletzten Tage des Ramadan meldete er, was er wußte, Hassan-Veneziano, dem König.

Miguel, gewarnt durch Freunde aus der Djenina, denn er hatte sie überall, eilte durch Hintergassen zum Hause des Kaufmanns Exarque. Exarque starb beinahe vor Schreck. All seine Würde, der ganze Anstand des begüterten Herrn, verließ ihn im Augenblick. „Wer kennt meinen Namen?“ war sein erstes Wort. „Wer außer Euch? Ihr habt mir geschworen, niemand werde ihn erfahren.“

„Es weiß ihn auch keiner, Don Onofre.“

„Ihr schwört mir das bei der Jungfrau und Euerm Heil?“

„Seid getröstet.“

„Getröstet! Ihr werdet ihn ausschreien, den Namen, wenn sie Euch die Glieder zerbrechen oder sie langsam ausschälen aus den Gelenken!“

Er verbarg sein Gesicht in beiden Händen und lehnte sich gegen die Wand. Cervantes wartete.

„Es ist über Menschenkraft“, hörte er endlich die bleiche Stimme, „Ihr könnt nicht schweigen. Verschwindet!“

„Verschwinden? Wie das, Onofre?“

„Es muß eben sein. Ich eile zum Reis. Ich zahle, was er verlangt. Seid Ihr losgekauft, so ist keine Gefahr mehr. Ihr stellt mir ein Scheinchen aus über das Geld!“

„Das wäre ein lügenhaftes Scheinchen, Onofre. Nie könnt' ich es einlösen. Auch wär's ein Unsinn. Denn dieser Handel lenkt erst auf Euch den Verdacht.“

„Ihr wollt nicht?“ fragte Exarque mit einem Gesicht, das dumm war vor Staunen und Angst.

„Was wollt Ihr *denn*? In der Folter verrecken?“

„Onofre, es ist nicht so weit.“

Es war nicht so weit. Er verbarg sich. Mitten in der Stadt, in ihrem lautesten Teil, an der Suk-Straße, suchte er sich sein Versteck. Hier saß er drei Tage lang bei einem jüdischen Flickschneider, dem er einmal gefällig gewesen, in einer Art Kellerloch, und befragte sich über sich selbst.

Hatte vielleicht Exarque nicht recht, wenn er dumm ausschaute vor Staunen? Was eigentlich stachelte ihn, die Dinge so auf die Spitze zu treiben, immer wieder ein neues und äußeres Mal sich dem Schicksal zu stellen? Woher dieses geheimnisvolle Gefühl, auch dies noch werde sein Ende nicht sein, es werde nichts an ihn rühren? Für welche Unbekannte denn glaubte er sich aufgespart . . . Er beugte sich über sich selbst wie über ein Wasser, und er sah nichts in der Tiefe.

Er hatte es eng in seinem Loch. Über sich hörte er die Kunden feilschen und die wimmelnde Familie seines Gastfreundes übermäßig ausdrucksvolle Gespräche führen. Zweimal am Tage brachte

man ihm kräftig gewürztes Essen; sein Gelaß roch gewaltig nach Zwiebeln.

Eben hatte man ihm wieder das Mittagmahl heruntergereicht, da behielt er den Bissen im Munde. Denn von der Gasse her vernahm er, laut ausgeschrien, seinen Namen, begleitet von der knarrenden Rassel des öffentlichen Ausrufers.

Der Sklave Miguel Cervantes wurde gesucht. Er sei des Verbrechens schuldig, jeder der ihn verberge, sei es auch und verwirke sein Leben . . .

Wieder die Rassel. Und Stille.

Die Falltür ward aufgehoben. Gegen die Helle zeichnete sich schwarz der runde Kopf und der Kinnbart des jüdischen Gastfreunds. „Ich hab' es gehört, Elias“, sagte Cervantes, „ich komme.“

Droben legte er abschiednehmend und wie segnend den beiden ältesten Knaben die Hand auf den Scheitel — und zwar die linke, die glorreich verstümmelte — und stand eine Minute danach im Mittagslicht vor der Djenina.

Bewaffnete Wächter König Hassans standen umher auf dem Platz. Er ward ergriffen. Sie banden ihm auf dem Rücken die Arme zusammen. Sie legten ihm einen Strick um den Hals, als einem dem Galgen Verfallenen. Er ward abgeführt in das Innere und eine kurze Weile darauf vor Hassan-Veneziano geleitet.

Im Hintergrund des gewaltigen Innenhofs, in

dem drei Brunnen sprangen unter den Mittelsäulen der Schmalseite, war dem König ein Lager aus gelben und grünen Lederkissen bereitet. Zu seinen Seiten, aufrecht, hielten sich Dali-Mami der Reis, ohne Totschläger jetzt, und ein Hofbeamter, den Cervantes an seiner besondern Kleidung erkannte: es war der Aga von den zwei Monden. Rückwärts verbarg sich halb in den Schatten der Bögen der ihn verraten hatte, der Stinkende.

König Hassan war mit gesuchter Einfachheit gekleidet. Zum weißen Burnus aus ordinärem Gewebe trug er gelbe Schlappschuhe und um den Fes einen weißen Turban ohne jede Agraffe. Offenbar liebte er es nicht, durch Äußerlichkeiten von der Wirkung seiner Person abzulenken. Ruhig musterte er aus seinen glänzenden, rotunterlaufenen Augen den eher schwächlichen Mann, der da vor ihm stand. Dann wandte er mit hochgezogenen Brauen seinen Blick dem Dali-Mami zu, hob die Schultern, als wollte er sagen: das ist also das Ganze? und begann sein Verhör.

Es stellte sich sogleich heraus, daß der Dominikaner übertrieben hatte. Zweihundert Sklaven, wußte der König durch ihn, könne die Fregatte aufnehmen, und so viele seien auch willens gewesen zu flüchten.

„Du warst also, du verwegener Dieb, im Begriff“, sprach Hassan, „uns die ungeheure Summe

von vierzigtausend Dukaten zu stehlen. Gibst du das zu?"

„Der Lumpenhund, der mich verraten hat“, anwortete Cervantes, „hat aufgebauscht, um seinen Lohn zu erhöhen. Die Fregatte bietet Raum für sechzig Gefangene.“

„Schuldig also bekennst du dich?“

Cervantes neigte das Haupt. Der Strick glitt von seinem Halse herab und blieb geringelt zu seinen Füßen liegen. Ein Diener sprang herzu, um ihn Cervantes von neuem umzulegen; aber Hassan winkte ihn weg.

„Diese sechzig wirst du uns alle bei Namen nennen. Beginne!“

Der Aga von den zwei Monden trat vor, eine Schreibtafel in Händen.

„Du wirst ferner den Mann oder die Männer nennen, die dies Unternehmen bezahlt haben. Viel Geld muß im Spiel sein.“

Miguels Miene war freundlich, beinahe demütig. Aber jeder fühlte sofort, daß die Mauer dieses Schweigens unübersteigbar sei.

Der König winkte. Es traten unter den Hufeisenbögen der linken Längsseite zwei Grüngekleidete hervor, von rechts aber zwei in violetter Gewand mit schwarzem Turban, seltsam geformte lange Instrumente in den Händen.

„Dies betrachte!“ sprach Hassan. „Wenn dich

die Dreschflegel erst zwanzigmal befragt haben, wirst du antworten.“

Es waren in der Tat Dreschflegel, deren oberes, bewegliches Teil dicht mit spitzigen Nägeln besetzt war. Beim bloßen Betrachten spürte man schon die tiefen Bisse im Fleisch.

Cervantes wurde von hinten ergriffen. Mit geübter Geschwindigkeit riß man ihm die Kleidung vom Leibe und warf ihn nackt hin auf die Steinplatten, das Anlitz nach unten gekehrt. Schon knieten die Handlanger ihm auf Füßen und Hals.

Er schloß die Augen. Nicht Furcht und Entsetzen waren in ihm, wohl aber Erstaunen. Er hatte nicht geglaubt, daß dies geschehen könne. . . Nun, da es dennoch geschah, versuchte er den Beistand der Heiligen anzurufen. Mit Grauen erkannte er, daß er seinen Sinn nicht auf sie zu richten vermochte. Bin ich kein Christ mehr? fragte er sich erschauernd, und warum lieg' ich dann hier? Er atmete tief, so tief er's vermochte unter den Schenkeln des Schergen, und erwartete den ersten Zubiß der Folter.

Nichts kam. Er fühlte sich vom Gewicht befreit. Er öffnete seine Augen und richtete sich auf seinen Ellbogen empor.

„Du bist zu schwächlich“, hörte er die Stimme des Königs. „Bei dir wäre die Folter auch gleich die Hinrichtung. Steh auf!“



Cervantes stand auf. Völlig nackt, blinzelnd im Licht, stand er fünf Schritt entfernt vor dem Kissenlager.

„Hörst du! Ich sichere dir dein Leben, wenn du die Schuldigen nennst. Jeder von ihnen hätte hundertmal verraten, sei dessen gewiß. Wer also sind sie?“

„Vier edle Spanier, längst in Freiheit alle vier und längst in der Heimat.“

„Die Namen!“

Und Cervantes schnarrte mit großer Geläufigkeit eine Anzahl Namen herunter, phantastisch zusammengeholt, hochtönend, unwahrscheinlich, durchaus nicht zu merken. Man hörte nur immerfort: omez, antos und igo.

Und nun geschah das Unglaubliche. Hassan-Veneziano, der Bluthund, wurde vom Lachen ergriffen. Er schämte sich dessen, wollt' es nicht wahrhaben; er hielt seine rotbehaarte Hand vor den langen krummen Schlitz seines Mundes, die blutigen Augen wurden schmal vor Vergnügen, und Laute brachen hervor, die mehr einem rostigen Fauchen glichen als einem Menschengelächter. Sein langer, hagerer Oberkörper ward hin- und hergeschüttelt. Alle, auch der Dali-Mami, blickten ungläubig auf das Phänomen.

„Ich kauf ihn Euch ab, Euern Ritter!“ sagte er endlich. „Nicht zu viel habt Ihr mir da erzählt.“

Vierhundert Dukaten — es gilt?“ Dali-Mami neigte den feisten Kopf.

Hassan winkte über die linke Schulter, und der Verräter trat unter den Bögen hervor.

„Du hast uns Dienste geleistet, Stinkender. So will ich dich herrlich belohnen.“

Er nestelte in seinem Gürtel und zog ein Goldstück hervor, ein einziges. Das hielt er zwischen Daumen und Zeigefinger seiner rotbewachsenen Rechten, ließ es in der Sonne erfunkeln und warf es ihm vor die Füße.

„Das ist noch nicht alles! Geh zu meinem Küchenmeister. Er soll dir ein Töpfchen Butter geben. Das magst du ausschlecken nach deiner Lust . . . Ein ganzes Töpfchen Butter“, wiederholte er genießerisch, und Gott mochte wissen, was gerade in dieser Art von Belohnung so besonders Höhnisches und Verdächtiges lag. „Bück dich“, schrie Hassan, „nimm den Dukaten auf mit dem stinkenden Maul und krieche zurück in dein Loch!“

Aber wie er den Verräter enttäuscht hatte, so enttäuschte der König auch in gewisser Art den Cervantes. Er nahm ihn in enge, eigentümliche Haft. Im unteren Teil des großen Hofes, gleich links, wenn man eintrat, unter dem zweiten Hufeisenbogen, wurde er angekettet. Kissen und Decken sorgten für seine Bequemlichkeit, geschützt war sein Lager vor Sonne und Regen, wenn

auch in freier Luft. Eine lange, dünne Kette ließ ihm Freiheit, sich in den Hof hinauszubewegen. Diese Kette war eigens für Miguel angefertigt worden. Sie war aus Silber.

Hassan hielt sich den einhändigen Sklaven wie ein edles, nicht zähmbares Tier. „Mein berühmter Leopard“, sprach er zu den Besuchern, wenn er sie an die Nische heranzuführte, darin Cervantes schreibend saß. Denn er ließ ihn sich nach seinen Wünschen beschäftigen, alles Material wurde ihm aufs beste geliefert. Täglich auch wurde ihm die Kette gelöst, damit er sich an einem der Brunnen nach Bedürfnis waschen könne. Und in jeder zweiten Woche erschien der Barbier und stutzte dem Leoparden den Bart.

Betrachtete der Blutduftende den Cervantes als eine Art Talisman? Ein Diener hinterbrachte eines Tages die Äußerung, die der König bei Tafel getan, „Stadt Algier, Schiffe, Sklaven und Güter seien verwahrt, solange er nur den Einhändigen unter seinen Augen verwahre“.

Da saß er und hatte allstündlich unter seinen Augen das innerste Leben der weltberühmten Djenina, kannte die buntscheckigen Chargen des Räuberhofstaats, das Zeremoniell, das aus Abend- und Morgenländischem grotesk gemischt war, ließ sich dreimal am Tag von den Trommlern, Trompetern und Klarinettenisten der Königsmusik das

Ohr zerreißen, sah Gericht abhalten und Folter dort oben vor den gelbgrünen Kissen, sah verstümmeln, pfählen, enthaupten, sah nachher die Steinfließen abwaschen und den Blutduftenden sich auf ihnen ergehen in der Abendkühle. Vernahm auch manches vom wüsten Staatsgeschäft, was sonst keiner vernahm.

Früher auch als die Stadt wußte er, daß Hassans Abberufung bevorstand. Er war neugierig, was dann aus ihm selber würde.

Man schrieb das dritte Jahr von des Venezianers Königs- und Pächterschaft. Frühzeitig hatten diesmal in Stambul die Palastintrigen begonnen. Der Name des Nachfolgers ward schon genannt. Djafer war es, der mit gewaltigen Bestechungssummen und mit Anklagen gegen Hassan am Sultanshof für sich wühlte.

Aber mancher Monat verging noch, und der Leopard hing an seiner silbernen Kette.

Viel fein zugespitzte Kiele waren verbraucht. Es häuften sich die Blätter des Manuskripts. Was da entstand, war ein Schauspiel oder etwas doch, was dem ähnlich sah, und sein Titel lautete: „Handel und Wandel in Algier.“ Er schrieb auf, was ihn marterte: die Leiden der Gefangenen in dieser Stadt. Sollte nicht andere ergreifen, wovon er selbst seit fünf Jahren täglich ergriffen ward? Er träumte davon, die Handschrift auf geheimem

Weg übers Meer zu schmuggeln. Eine der berühmten Theatergesellschaften Spaniens würde sein Stück aufführen, dem König, den Großen würden die Augen aufgehen, vielleicht gab sein Drama das Signal zu einem Kreuzzug, der den afrikanischen Pestherd vertilgte.

Aber es war nicht an dem. Er sah es bald selbst. Wirr und willkürlich, allzu lebensnahe, liefen seine Schicksale durcheinander, schwach verknüpft, Kräftiges und Eindrucksloses dilletantisch beisammen. Ach, nicht mit dem Kiel, nicht mit dem Schwert war ihm bestimmt, die Größe zu erreichen! Noch immer war er das Schülerlein aus Meister Hoyos' Akademie. Noch immer und für immer ein bettelarmer Invalid.

Aber um die Mauern der Djenina brandete und schwoll seine Legende. Die Briefe nach Spanien, Italien und Frankreich sprachen von ihm. Damals war er geliebt und berühmt.

## DIE HEIMKEHR

Die vier Königsschiffe lagen zur Ausfahrt bereit im Hafen von Algier.

Tagelang hatte man Kisten und Säcke in ihre Bäuche verladen, Hassan-Vennezianos unermesslichen Gewinn aus dreijähriger Generalpächterschaft. Die Galeere, die er selber besteigen wollte, die größte von allen, hochbordig, die Flanken über und über mit goldenen Schriften bedeckt, an der purpurnen Poppa den flatternden Halbmond, lag schon vollzählig bemannt der Kaimauer an. Von den zwei Landungsbrücken des Schiffs wurde nur eine benutzt. Die andere, die mit einem roten Teppich belegt war, blieb frei und erwartete Hassan. Von ihr lief der rote Teppich weiter über den Platz, an der Großen Moschee vorbei zum Tor der Djenina, wie eine Straße aus Blut.

Auf einer der Bänke nahe dem Hauptmast war Cervantes angekettet neben den Rudersklaven, doch zuinnerst am Gang, da er nicht taugte, den Riemen zu führen. Als er sich auf das Datum besann, fand er den 19. September. Es wurde Nacht. In der Morgenfrühe des 20. würden sie segeln. In ihm war ein dunkles Gelächter über diese Gesetzmäßigkeit.

Um ihn auf den Bänken und zwischen ihnen fanden die Ruderer hockend und kauernd den Schlaf. Die Eisen klirrten. Ihn hatte man nur mit seiner Silberkette gebunden. Er schlief nicht. Er



sah seine Lage . . . Er hatte getrotzt wie ein Knabe, hatte die eigene Rettung oftmals verschmäht, sich aufgeworfen zum Retter für viele. Nun war es zu spät. Algier versank. War er jetzt nach Stambul verschwemmt, so ließ sich keine Heimkehr mehr absehen. Irgendwo im weiten türkischen Reich zu verkommen, schien ihm bestimmt.

Er wußte genau, was geschehen war. Seitdem der Tag von Hassans Abberufung bekannt geworden, hatte sich die trinitarische Brüderschaft doppelt bemüht. Fray Juan Gil, Generalprokurator des Ordens, war selbst nach Algier gekommen und hatte in zäher Verhandlung viele von Hassans Sklaven losgekauft. Knapp waren die Mittel, um jede Dublone wurde gefeilscht. Doch endlich waren mehr als hundert Christen frei. Längst wohnten sie wieder überm Meer, in ihren Dörfern und Städten.

Don Miguel de Cervantes herzugeben, weigerte sich König Hassan. Er spielte mit dem Generalprokurator. Er erhob den einhändigen Mann mit gewaltigen Sprüchen, pries seinen Mut, seine Seelenstärke, seine Gelehrsamkeit, sein feines Betragen. Die alte, ausgediente Sage von Miguels hoher Abkunft mußte wieder heran. Würden tausend Dukaten bar auf das Brett gezählt, so ließe sich vielleicht reden, und selbst dann wäre der Handel noch schlecht . . .

Der neue Tag war heran, blaustrahlend und köstlich. Ohne Unterlaß, durchdringend, schmetterten von allen vier Schiffen die Trompeter das Abschiedssignal. Geschütz erdröhnte. Cervantes blickte aufs Ufer zurück, das von Menschen bunt war. Er sah ein letztes Mal die blendende Mauer der Großen Moschee, die düster gedrungene Djennina, von deren Dach die goldene Laterne verschwunden war, die pyramidisch weiß aufschießende Kasba; und fast war es ihm, als ließe er mit diesem Ort vieler Leiden eine Heimat zurück.

Zwei Schiffsleute machten halt vor ihm. Der eine bückte sich und löste die Silberkette von der Bank. Sie bedeuteten ihm zu folgen.

Unter der Purpurbespannung der Poppa saß der scheidende König, prächtig gewandet wie niemals zuvor, eine mit Juwelen besetzte, kurze und krumme Hiebwaaffe auf seinen Knien.

Hassan sah den Cervantes nicht an. Er schien seine Gegenwart nicht zu bemerken. Er blickte über seinen Leopard hinweg auf das Meer, das ihn fortführen sollte von seiner Herrschaft.

Ein Janitscharen-Aga in Weiberrock und Küchenmütze, der sich neben dem König hielt, tat den Mund auf:

„Cervantes, Ihr schuldet den Offizieren an Bord neun Dublonen.“

Das war nach altem Herkommen die Steuer,

wenn ein Ruderer frei wurde. Den Brauch kannte jeder. Cervantes kannte ihn auch. Und so wußte er denn, daß er frei war.

Er sagte: „Ich habe kein Geld.“ Und dies war sein erstes Wort in der Freiheit.

„Gib Deine silberne Kette“, sagte der Aga. „Wir werden sie in neun Stücke zerreißen.“ Seine Antwort klang wie vorher beredet und ausgemacht.

Cervantes legte die Kette ab. Er wartete. Da niemand mehr sprach, wandte er sich weg und beschrift die Laufbrücke. Es war die nächste, die mit dem Königsteppich. Kaum hatte er das Ufer erreicht, so ward sie zurückgezogen. Das Ende des roten Teppichs glitt ab und klatschte ins Wasser. Ein Schreien erhob sich am Kai, das die schmetternden Trompeten hoch übertönten, und er sah, daß König Hassans Schiff fuhr.

Als der Befreite eine Stunde danach vor den Generalprokurator trat, der im Hause des Kaufmanns Torres Quartier genommen, empfing ihn der Mönch ohne Güte. Hassan, erfuhr er, hatte sich in letzter Stunde mit fünfhundert Dukaten zufrieden gegeben. Der trinitarischen Bruderschaft schuldete Miguel nun also fünfhundert Dukaten. Er stellte den Schuldschein aus. Dies war sein erstes geschriebenes Wort in der Freiheit.

„Beinahe hätte ich Bedenken getragen“, sprach

Fray Juan Gil, „den Orden für Euch in Anspruch zu nehmen, da mir an Eurer Würdigkeit Zweifel gekommen sind. Ihr werdet Euch zu rechtfertigen haben.“

Zu rechtfertigen? Gegen wen wohl? Gegen den Stinkenden!

Man hatte den Dominikaner losgekauft. Als bald, um ihn für Ausgestandenes zu entschädigen, war er in Spanien zum Mitglied der Heiligen Inquisition ernannt worden. Ungeschwächt saß der Groll dem Übelgeratenen noch im Blut. Das Töpfchen Butter war unvergessen. Vor allem aber fürchtete er, sein Verrat werde bekannt werden, wenn Cervantes zurückkehrte. Er kam ihm also zuvor. Der in der Djenina noch Angekettete ward Gegenstand seiner giftigen Anklagen. Verhöhnung der Religion, Hinneigung zur Aferlehre des Propheten, aber Betrug auch, Unzucht und wüstes Treiben warf er ihm vor. Den Generalprokurator, der sich um Miguels Auslösung bemühte, erreichte ein Befehl der Heiligen Kammer, zuvörderst alle jene Anklagepunkte zu erforschen.

Laut sprach in Algier die öffentliche Stimme für den Beschuldigten. Die Abfahrt nach Stambul drohte. Juan Gil erlegte den Kaufpreis. Aber Rechtfertigung zu Händen der Inquisition mußte sein. Zu seiner eigenen Entlastung mußte der Mönch sie verlangen.

So also begannen die Jahre der Freiheit für Miguel Cervantes. Statt freudig heimzukehren ins Vaterland, mußte er wochenlang das allzubekannte Pflaster noch treten, mußte sich Zeugnis auf Zeugnis erbetteln, mußte umständlich, in demütig geölter Sprache dartun, daß er kein Ketzer sei, kein heimlicher Moslem, kein Fälscher, kein Hurer, kein Knabenschänder. Ein getreuer Sohn seiner Kirche vielmehr und von guten Sitten. Ein langes, gewundenens, gesalbtes Schriftstück kam so zustande. Zeugen nach Zeugen marschierten darin auf. Las es einer, der den Cervantes nicht kannte: nicht einen mutigen, frohherzigen, freien Mann hätte er daran erkannt, sondern einen ängstlich korrekten Ducker und Schleicher. Dies aber wurde verlangt. Dies war die Waffe, den Stinkenden zu bekämpfen.

Mitte Oktober erklärte der Generalprokurator Juan Gil sich für befriedigt. Am vierundzwanzigsten segelte Miguel Cervantes nach Spanien ab. Fünf Jahre und einen Monat war er in Algier gewesen. Sein Herz war ohne Freude, mühsam nur hoben Hoffnungen noch ihre Flügel.

Das kleine Schiff des Kapitäns Anton Frances trug außer ihm noch fünf andere, spät erst befreite Gefangene. Fray Juan Gil fuhr selber auch mit.

Glatt ging die Fahrt von statten und rasch. Was war dies für ein bescheidenes Rinnsal, das das

Sklavenland abtrennte von der spanischen Küste! Ein guter Wind brachte sie schon am zweiten Abend in Sicht. Eine mächtige Bergkuppe hob als das erste sich aus der Flut.

„Der Mongo“, sagte Meister Frances zu Cervantes, der sich neben ihm hielt. „Schlägt Euch das Herz?“

Es schlug Cervantes nicht höher. Die Wochen des Wartens, Bittens, Protokollierens, hatten ihn mehr erschöpft als jemals Gefahr und Entbehrung.

„Mongo?“ fragte er nur. „Wo also fahren wir ein?“

„In Denia, wo ich zu Hause bin“, sagte der Schiffer.

Miguel erinnerte sich nicht, den Namen gehört zu haben. Es mußte ein winziger Hafenplatz sein.

Ob ihn jemand von den Seinen erwartete? Die Schwester Andrea vielleicht? Der taube Vater? Er wollte sich freuen auf das Wiedersehen. Er wollte sich auch zwingen, an Zukunft und Ehren zu glauben. Noch war er nicht alt.

„Ist der König wohl in Madrid, Meister Frances, wißt Ihr es zufällig?“

„Nicht in Madrid. Der König ist an der Grenze von Portugal. Seine Königin liegt dort krank an der Pest. Vielleicht ist sie inzwischen schon tot.“

Die Königin? Welche Königin? Stand die Zeit still? Hatte er gestern sein Totengedicht verfaßt . . .



„Welche Königin?“ fragte er laut.

„Welche!“ Der kleine, bauchige Mann mit der hellblauen Schärpe sah ihn aus gescheiterten Augen von der Seite an. „Die Österreicherin, seine Vierte, mit der er zehn Jahre verheiratet war. Habt Ihr das nicht gewußt?“

Cervantes gab keine Antwort. „Ist Don Juan d’Austria bei ihm?“ fragte er wieder.

„Don Juan — warum?“

„Der war mir einmal gewogen.“

„Don Juan d’Austria ist tot.“

Es traf Cervantes wie ein Schwerthieb. Aber warum? Doch nicht, weil mit Don Juan eine vage Hoffnung zerbrach. Oder weil sie beide vom gleichen Alter gewesen, und nun war das stürmende Leben des andern schon aus. Was ging er ihn sonst an, der eitle, prächtige Herr, dies letzte leere Glanzbild spanischer Ritterschaft . . .

Der Schiffsherr gab Auskunft. Er war gut unterrichtet.

Ein Jammer wahrhaftig! So große, vielfache Pläne, und dies das Ende. Afrika, Griechenland, Genua, nichts schien ihm zu hoch, er griff danach: nach der Krone von Frankreich, der Krone von England. Endlich hatte man ihn zu den Niederländern gesandt. Unbestimmt schimmerte auch hier eine Krone. Er scheiterte. Er mußte scheitern, Vielleicht — aber nur eine Andeutung war dies im

Munde von Meister Frances — hatte man ihn *darum* entsandt. Mit dreiunddreißig wurde er müd wie ein Greis. Schon war seine einzige Bitte die um ein Grab neben den Gebeinen seines Vaters, des Kaisers. Damit seien alle seine Dienste bezahlt.

„Das ist ihm gewährt worden?“

„Das ist ihm gewährt worden.“

„Und starb er in Spanien?“

„In Flandern, Don Miguel. In einer Hütte auf freiem Feld, mitten unter seinen Soldaten.“

„Das war gut.“

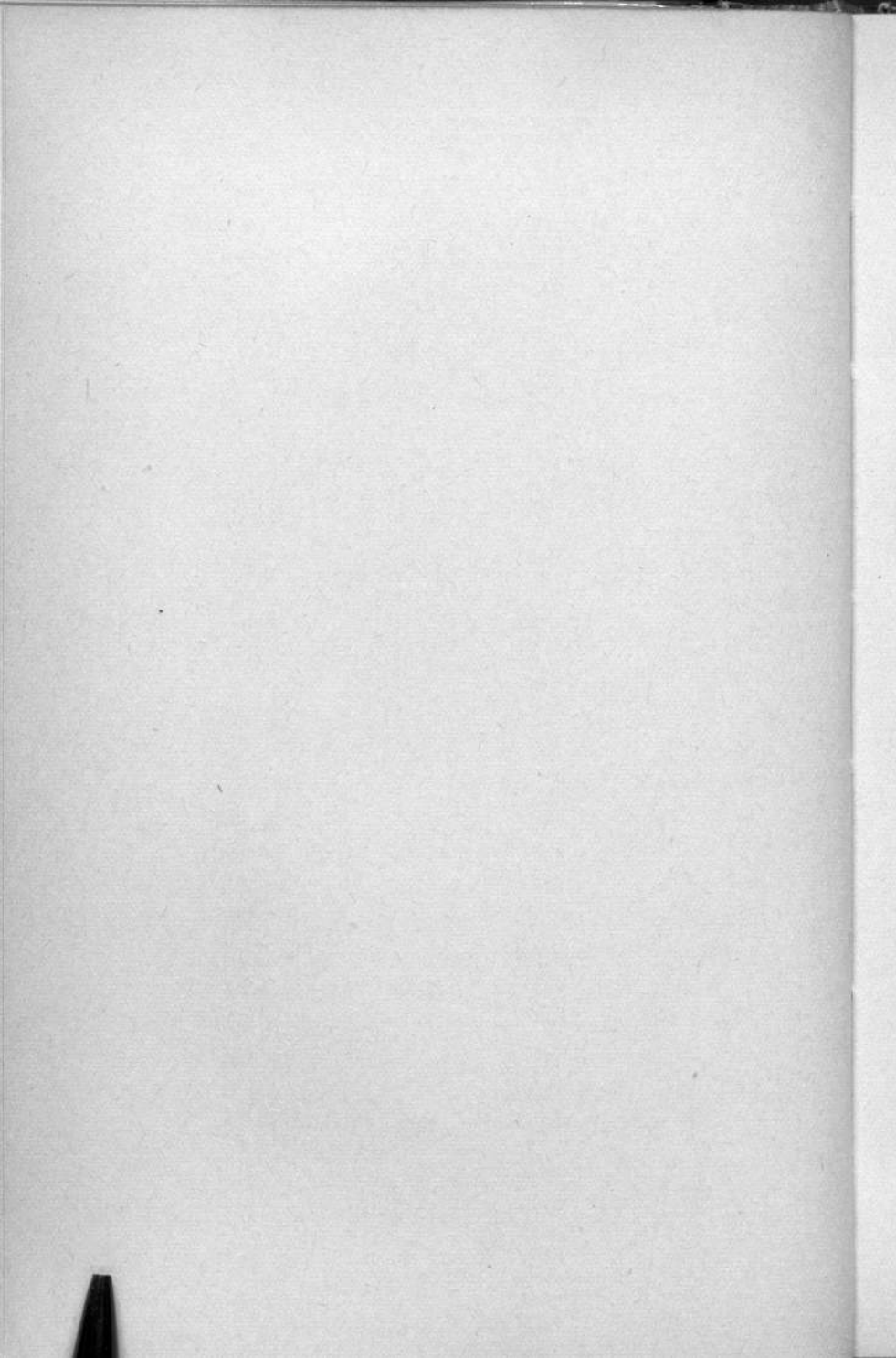
„Ja . . .“ sagte Anton Frances etwas gedehnt, „das war gut. Seine Haut war übrigens schwarz, als er starb, wie vom Brande geröstet. Und die ihn öffneten, fanden sein Herz wie ausgedörrt.“

„Aber jetzt liegt er im Escorial?“

„Man mußte den Körper in Stücke teilen. In vier Stücken kam er heimlich nach Spanien zurück. So verhaßt war er schließlich. Ja, jetzt liegt er im Escorial.“

Es dunkelte. Die armen Lichter von Denia waren ganz nahe. Und es war Cervantes, als beträte er nach zwölf Jahren sein Heimatland durch eine Hintertür.

ZWEITES BUCH



## ERSTER ABEND

Die Wohnung war herzbeklemmend. Die Eltern in bescheidenen Umständen zu finden, hatte er erwartet, aber nicht eine Unterkunft wie diese drei dunklen Löcher zu ebener Erde, deren glaslose Fenster auf einen wüstliegenden Hof hinter der Calle de Atocha hinaussahen.

Es gab ein Festmahl zu Ehren von Miguels Heimkunft, ein warmes Abendessen; er erinnerte sich, welch auszeichnende Seltenheit das bedeutete. Der dicke Fleisch- und Gemüsebrei, den man mit beinernen Löffeln aß, duftete stark nach Kohl und Knoblauch. Es gab sogar Wein. Die Trinkbecher paßten nicht zueinander. Dieser kleine Umstand tat Miguel, unvernünftiger Weise, besonders weh.

Weh tat es auch zu sehen, mit welcher Gier der Vater sich über den Teller hermachte, er schien über dem Festgericht beinahe den Anlaß vergessen zu haben. Er war ganz weiß geworden, ein knochiger, kleiner Alter mit fahrigen Bewegungen, nahezu völlig taub. Miguel erschrak, wenn er brüllen mußte, um verstanden zu werden. Da ihm einfiel, dies sei vielleicht nicht die rechte Methode, dämpfte er seine Stimme und bewegte krampfhaft ausdrucksvoll seine Lippen, aber nun war das Ergebnis noch schlechter. Eingeschüchtert schwieg er bald ganz. Die Mutter, die ebenfalls kleiner geworden und schon eine Greisin schien, obwohl sie

die Mitte der Fünzig kaum überschritten hatte, nickte ihm oftmals zu und bekam dabei Tränen in ihre großen, nachtdunklen, herrlichen Augen, die im Flackerlicht der zwei Kerzen erglänzten.

Bruder Rodrigo wiederzusehen, hatte er sich gefreut. Aber Rodrigo war fort. Eingereiht in sein altes Regiment, war er mit dem König in Portugal oder „auf den Inseln“, man wußte nicht recht auf welchen. Er bekam einsilbige Auskunft über Rodrigo, so als wäre der unter Mißhelligkeiten von den Seinen geschieden. Die Mutter begann von Luisa zu erzählen . . . Miguel erschrak. Die Existenz dieser im Kloster verschwundenen Schwester hatte er gleichsam vergessen, mit genauer Not erinnerte er sich ihres geistlichen Namens: Sor Luisa de Belen. Eindringlich fragte er nun, um der Mutter eine Freude zu machen. Die Mutter richtete sich auf im Erzählen, sie schien größer und jünger zu werden.

Luisas Kloster, genannt La Imagen, war eines von der strengsten Regel. Seine Nonnen, barfüßige Karmeliterinnen, lebten nach den Vorschriften der großen Teresa von Avila. Von grobem Tuch war ihr Kleid, ihr Lager eine Matratze aus Stroh, Brot und gesalzener Fisch ihre Nahrung, ihr langer Tag Gebet und Arbeit. Kein Geschenk, keine Freundlichkeit war erlaubt, sie durften einander nicht einmal die Hände reichen im



Kloster. Unter dieser Regel lebte Luisa schon viele Jahre. Sie war eine besonders gottesfürchtige Nonne, hoch angesehen für ihre Sinnesart. Als im vorigen Jahre die alte Teresa nach Toledo gereist war, da hatte sie eigens den Umweg gewählt, um in Alcalá die fromme Schwester Luisa von Bethlehem zu sehen. Und ihrer verhältnismäßigen Jugend zum Trotz hatte man sie heuer zur Subpriorin ihres Klosters erwählt.

Miguel Cervantes betrachtete seine Mutter. Die wundervollen Augen erstrahlten, während sie von den verdienstlichen Entbehrungen ihres Kindes berichtete. Er war lange von Spanien fortgewesen, doch wie gut begriff er auch heute noch, daß nicht er und nicht Rodrigo, sondern allein diese Entrückte in der Klosterzelle die mütterlichen Wünsche stillte . . . Das Unbedingte! Das fast Unmögliche! Das war sein Volk. Dieser Teresa und denen, die ihr folgten, genügte nicht Kirchengläubigkeit, auch die strenge nicht. Durch Glut und Verzückung wollten sie Wunder erzwingen gleich denen der Heiligen in christlicher Frühzeit. Zerreißen mußten alle Dämme kühler Vernunft und gelassenen Lebens. Einsame Kasteiung stieß die Pforten des Himmels ein. Grenzenlose Vereinigung mit Gott war das Ziel.

Miguel verstand seine Mutter. Der asketische Wandel der Barfüßerin war ihr Stolz und ihr

Trost. Es war in ihren Augen Ausgleich und Sühne für das weltliche Leben ihrer anderen Kinder: der zwei Söhne, die auf ihren soldatischen Wegen gewiß zu wenig ihres Heils gedachten, und ihrer ältesten Tochter, für die ganz sicherlich ein Gleiches galt.

Sie war da. Andrea saß mit bei Tische. Sie war eine Frau von 36 oder 37 Jahren, voll gewachsen, ein wenig schwer schon, mit regelmäßigen Zügen, deren Teint nur leider von der Schminke ziemlich verdorben war. Ihre Kleidung zeigte modischen Schnitt: eng und streng Taille, Ärmel und Krause, der Reifrock gewaltig gebauscht, mit Bändern, Borten und aufgenähten Perlen alles überreichlich versehen. Nur hielt diese Eleganz einer genaueren Prüfung nicht stand, alles Material war billig und halbecht und alles schon abgetragen.

Auch von ihr wußte Miguel nur wenig. Eines Tages hatte ein Brief nach Neapel ein Töchterchen erwähnt, das jetzt acht oder zehn Jahre alt sein mochte. Auch der Vater, ein Herr Figueroa, war darin flüchtig genannt worden, so daß Miguel die Schwester eine Weile für verheiratet halten konnte. Aber ein paar Jahre später hieß seine kleine Nichte auf einmal Constanza de Ovando. Daraus hatte der schweifende Soldat geschlossen, daß Andrea mit mehreren Männern nacheinander in einer Art wilder Ehe lebte. Es verhielt sich aber

noch anders mit ihr; zu vielerlei Schicksal hatte Miguel kennengelernt, um sich da leicht zu täuschen. Bei dieser müden Frau war die Liebe zum Handwerk geworden, er spürte es deutlich. Es gab ihm einen Stich . . . Trug er nicht Schuld hieran, eine Mitschuld zum wenigsten? Ein Teil der Lösegelder, er wußte es doch, war von Andrea gekommen.

Mit einem vollen, herzlichen Blick sah er sie an. Sie schlug die Augen nieder und wurde flammendrot über das schwere Gesicht. Genau so war sie vorhin errötet, als Rodrigues Name gefallen war. Hatte der sich sittlich entrüstet in seinem recht schlichten Sinn und hatte ihr Szenen gemacht? Und fürchtete sie jetzt ein Gleiches? Gewiß, es war so . . . Da saß sie in Angst vor ihm, dem älteren Bruder. Sein Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Er ergriff Andreas Hand und umschloß sie fest mit der seinen. Andrea, ohne Übergang, fing sofort an, laut zu weinen und lehnte sich schluchzend an seine Brust. Mißtrauisch schaute der Vater zu der Gruppe herüber und erkundigte sich schreiend nach dem Anlaß. Niemand antwortete. Die Mutter bewegte murmelnd ihre Lippen.

Nach Tische schaute sich Miguel in der Wohnung um. Da war wenig zu sehen. Das Licht seiner Kerze flackerte über einen spärlichen Zufalls-

hausrat, über die lieblos gehaltenen Möbel von Leuten, die häufig den Aufenthalt wechseln. Schließlich winkte ihn der Vater mit geheimnisvoller Miene beiseite und öffnete eine kleine Kammer. Miguel stand erstaunt vor primitiven medizinischen Apparaten und mancherlei Fläschchen. „Mein Laboratorium“, sagte der Alte mit Stolz, „das hättest du auch nicht geglaubt, daß ich in meinen Jahren noch die Wissenschaft wechse.“

Als Rechtskonsulent hatte er in der Tat kein Auskommen mehr gefunden. Nachdem er nacheinander in Sevilla, in Burgos, in Valladolid vor der Überzahl gelehrter Konkurrenten das Feld geräumt, war er im unsoliden Madrid zu seinem kühnen Entschlusse gelangt. Aderlaß und Purgieren und die Namen von fünfzehn Medikamenten, das ließ sich auch im Alter zur Not noch erlernen. Das Geschäft gehe ganz gut, vertraute er seinem Sohne an. Sein Geheimnis sei die enorme Billigkeit seiner Behandlung. Aderlaß zwei Realen, um diesen Preis arbeite in Madrid kaum ein Bader. Reichtümer natürlich seien so nicht zu gewinnen — Reichtümer etwa nach der Art der hochbetitelten Schwindler, deren Kuren unter der Einatmung von verdampftem Gold ja garnicht erst anfangen. Und größte Heimlichkeit, natürlich, sei auch vonnöten.

Miguel hätte sich am liebsten gleich auf das

Lager geworfen und seine Augen in die Tücher versteckt, um nichts mehr zu sehen. Diese armen, hilflosen Menschen hatten große Geldsummen für ihn aufgebracht! Sie und die Schwester, die soeben an seiner Brust geweint hatte, zum Dank für seine Verzeihung. Verzeihung? Wahrhaftig, er hatte viel zu verzeihen! Hatte er sich nicht wirklich allerhand zugute getan auf seine standhaften und verwegenen Großtaten draußen in farbiger Welt, und inzwischen war es denen hier um seinetwillen so ergangen, daß sie nicht vier gleiche Trinkbecher besaßen, um sie auf den Festtisch zu setzen.

Nur diese ungleichen Becher und der Wein standen jetzt noch dort. Sonst war abgeräumt. Man erwartete, daß er erzähle. Er kam sich wie ein Verbrecher vor. Und als er sah, daß die Mutter, die jetzt neben ihm saß, auf seine linke Hand niederblickte, zog er den glorreichen Stummel zurück und versteckte ihn hinter seinem Rücken.

## UNICA CORTE

In den Jahren der Gefangenschaft hatte er mitunter davon geträumt, wie er am ersten Morgen nach der Rückkehr die wohlbekannte Hauptstraße von Madrid mit Behagen entlangspazieren wollte. Dieser geplante Spaziergang war für ihn eine Art Inbegriff und Sinnbild der Heimkunft geworden.

Es ist aber selten, daß sich Menschenträume buchstäblich erfüllen. Der erste Morgen brachte abscheuliches Wetter, ein kalter Sturm peitschte den Regen durch die kotigen Gassen. So blieb er zu Hause in dieser elterlichen Armeleutewohnung, die sich im grauen Novembertageslicht womöglich noch trauriger präsentierte als im Kerzenschein, und hielt den Fragen einiger Nachbarn stand, die sich einstellten, um den Herumtreiber zu beschauen.

Als er am andern Tag, früh schon, die paar Schritte hinüber zur Puerta des Sol getan, war das Tor nicht mehr da. Sie hatten es abgerissen. Mit einem Gefühl des Unbehagens und der Enttäuschung blickte er auf die Stelle, wo es einmal gewesen, die jenseits im Entstehen war. Diesen Weg war er oftmals von Alcala hereingekommen und zwar durch schönen, dichten, hochstämmigen Wald, der bis an das Tor heranreichte. Von dem Wald war nichts mehr zu sehen. Ringsum war auf das wüsteste abgeholzt. Offenbar um Bau-



material zu schaffen, schlug man ohne Rücksicht und Verstand alles nieder.

Was der Zurückgekehrte an diesem Vormittag wahrnahm, war die beginnende Umwandlung Madrids in eine Residenzstadt. Dem Namen nach war es das freilich schon seit zwanzig Jahren, in Wirklichkeit aber immer noch ein elender Flecken mit lauter ganz mißlichen Gassen. Die Königs-laune Philipps des Zweiten ging ja auch nur auf den Umstand zurück, daß ihm das herrlich alte Toledo, in dessen maurischen Straßen die Leute noch immer arabisch sprachen, verdächtig und heidnisch erschien.

Er selbst übrigens zeigte sich kaum in seiner „Unica Corte“. Mit jedem Jahre seltener verließ er die Klosterburg. Nur seinen Hofstaat siedelte er hier an.

Zahlreich war dieser Hofstaat und kostspielig. Tausende von Menschen wurden aus der königlichen Speisekammer ernährt. Braten, Geflügel und Wildbret, Fisch, Brot, Früchte, Schokolade, Eis und Öl, alles kam ihnen vom König. Die Kerzen allein, die sie verbrannten, kosteten ihn sechzigtausend Taler im Jahr.

Nun hätte man denken sollen, die Bedürfnisse so vieler anspruchsvoller Bewohner wären zum Ansporn geworden für Industrie und Gewerbe. Aber davon war wenig zu merken. Man führte,

was man brauchte, vom Ausland ein. Im ganzen Madrid gab es zwei kleine Fabriken, die eine stellte Geschirr her und die andere Teppiche. Gearbeitet wurde eigentlich garnichts in der Unica Corte und in den übrigen spanischen Städten nicht viel. Die Schätze von den indischen Inseln, aus Mexiko und Peru, flossen durch das Land hindurch, ohne es zu befruchten, und ergossen sich in dynastische Unternehmungen ohne irdisches Maß. Der Bauer aber grub seine steinharte Erde und erlag in unausdenklicher Armut.

Madrid, fressendes Willkürprodukt der Krone, blieb das Zentrum der Ämter und Gnadenkanzleien, der Stellenjäger und Pfründengänger, der vornehmen Faulenzer und prahlenden Schwindler. Es blieb freilich auch und wurde erst recht der Ort der Humanistenschulen und Akademien, der Maler, Dichter und Komödianten.

Vom Theater vor allem sprach jedermann. Denn nicht mehr schlugen jetzt herumziehende Schauspielertruppen bald da, bald dort vor den Toren ihr Brettergerüst auf: seit anderthalb Jahren besaß die Stadt ein regelrechtes öffentliches Theater, darin Sommer und Winter fast täglich gespielt wurde. In der Djenina von Algier schon, an seiner Silberkette, hatte Cervantes davon erzählen gehört.

Gern wäre er hingegangen. Ein ständiges Thea-

ter! Dreihundert Spieltage im Jahr! Was für Hoffnungen! Aber er hatte das Geld nicht. Er besaß ja die paar Realen nicht für Essen und Unterkunft. Es blieb ihm nichts übrig, als den Eltern weiterhin auf der dumpfen Stube zu liegen.

Schlecht traf es sich, daß der König in Portugal war, von dem zuletzt doch alle Gnaden erflossen. Aber sein Vater beruhigte ihn . . . Er war wahrhaftig nicht müßig gewesen. Alles war vorbereitet. Durch ihn wußten von Miguel und seinen Verdiensten die Mitglieder sämtlicher Ratskollegien, die Finanz- und die Oberste Kriegskammer, wußten der Präsident von Kastilien, die Kabinettssekretäre des Königs, die Herren vom Geheimen Staatsrat sogar. Es konnte nicht fehlen. Eine hohe Anstellung war Miguel gewiß, nur noch nicht entschieden, ob militärisch oder zivil.

Aber als sie nun ihre Gänge antraten und die Treppen zu den Kanzleien zu ersteigen begannen, der Invalide und sein tauber Vater, da erschien doch alles ganz anders. Allerdings, man kannte den alten Cervantes. In allen diesen Vorzimmern und Schreibstuben mußte er Dutzende von Malen gewesen sein. Die Kanzlisten zogen die Brauen hoch und blickten einander vielsagend an, wenn er auftauchte. Dem schwächtigen und bescheidenen Mann in seiner Begleitung, von dem er ihnen so Ungeheures erzählt hatte, schenkten sie eine

flüchtige und ironische Aufmerksamkeit. Drang man aber wirklich zu den Gewaltigen vor, zu einem der nachgeordneten Räte vielleicht, so stieß man auf vorbereitete Redensarten und ward auf den schriftlichen Weg verwiesen. König Philipps „schriftlicher Weg“ schien in der ganzen spanischen Verwaltung das große Wort.

Miguel wunderte sich, wie gelassen, ja heiter sein Vater diese Behandlung ertrug. Er wünschte augenscheinlich die Illusion. Zudem schützte ihn auch seine Taubheit vor Enttäuschung; er hörte nicht viel von den Ausflüchten und lauen Bescheiden. Unverdrossen nannte er neue Amtsstellen, die noch zu besuchen seien. Unverdrossen, laut schreiend, so daß sich Miguel vor Verlegenheit zu krümmen begann, zählte er seine Verdienste und Taten auf: Lepanto war, wenn man ihn hörte, ohne das Eingreifen seines Ältesten eine vernichtende Niederlage. Wer aber kümmerte sich heute in Spanien um jene Seeschlacht! Alte Geschichten! Es war eher verdächtig, an ihnen teil zu haben, seitdem der prinzliche Admiral von damals in mehr als halber Ungnade aus dem Leben geschieden war. Und dann: man hatte Überfluß an Helden. In allen Kneipen aller spanischen Städte standen sie hoch in der Kreide und ödeten die zahlenden Gäste mit ihren Rodomonotaden. Tunesische und algerische Abenteuer gar waren

wohlfeil wie Zwiebeln. Zu Bergen häuften sich in allen Schreibstuben die Gesuche an den König: „que Vuestra Magestad me haga merced.“

Nach drei Wochen wußte Miguel Cervantes genug. Wieder einmal verließen sie nach dreistündigem Warten die Geschäftszimmer des Rats von Kastilien im Untergeschoß des Palastes. „Wir kommen nicht weiter, Vater, sagte er an seinem Ohr. „Du hast wahrhaftig das Deine getan. Laß dir danken! Aber diese Schreiber dienen uns nicht. Ich gehe zum König. Ihm werfe ich mich zu Füßen. Ich reise nach Portugal.“

Der Vater war ganz betroffen. Er verdüsterte sich. Diese Kanzleigänge waren ein Bestandteil seines Lebens geworden. Ungern gab er sie auf.

Ich reise nach Portugal — leicht war das gesagt. Sogar Miguels Anzug war allzu schlecht, den er sich gleich nach der Landung bei einem Trödler in Denia billig erstanden. Und wo sich Geld borgen? Man glaubt nach langer Abwesenheit in eine Stadt voller Freunde und guter Bekannter zurückzukehren, und ist am dritten Tag schon allein.

Er suchte seinen Lehrer auf, Don Juan Lopez de Hoyos. Meister Hoyos war tot. Sein Nachfolger, ein gesprächiger Herr, erzählte die näheren Umstände. Jetzt vor drei Jahren war es geschehen, bei versammelter Klasse. Er hatte eben aus dem Ge-

dicht vom „Cid“ die Eroberung von Alcocer rezi-  
tiert und war bis zu den Schlußversen gelangt:

Gott, der da oben waltet, sei Preis und Dank  
gebracht,  
Daß wir den Sieg gewannen in einer solchen  
Schlacht . . .

da brach er krachend über seinem Lehrpult zu-  
sammen, daß es fast klang, als stürze in seiner  
Rüstung ein Ritter.

Mit den Studienkameraden von ehemals hatte Miguel wenig verbunden. Übrigens waren sie verstreut über das weite spanische Reich. Traf er hier am Ort einen in Amt und Würden, so be-  
nahm er sich wie jener Ratssekretär, auf den er in der Obersten Kriegskammer stieß und der sich ganz besonders förmlich und unzugänglich gab, als er den abgetakelten Soldaten erkannte. Verstreut, unauffindbar waren auch die Mitgefangenen aus algerischer Sklaverei. Die Bekanntschaft seiner Eltern bestand aus lauter ganz armen Leuten. Ohne einen Maravedi in seiner Tasche ging er umher in der Unica Corte.

Da gedachte er seines Schauspielmanuskripts und machte sich auf, daraus Geld zu schlagen. Aber die Firma Pablo de Leon, die einst sein Schäfergedicht „Filena“ gedruckt hatte, existierte



nicht mehr. Als er sich dem Häuschen an der Calle de Francos näherte, trat ihm aus der Tür eine alte Frau entgegen, die ihm die Vorzüge ihres Etablissements anpries: sechs sehr hübsche Mädchen seien augenblicklich verfügbar, darüber hinaus aber lasse sich aus der Nachbarschaft Liebesware jeden Alters in Kürze herbeischaffen. Sie wollte mehr ins Detail gehen, verstummte aber, nachdem sie Miguels Kleidung gemustert. Er fand es bemerkenswert spaßhaft, daß aus der Wiege seines verschollenen Erstlings gerade ein Freudenhaus geworden war, und begab sich, „Handel und Wandel in Algier“ unter dem Arm, auf die Suche nach einem andern Verleger.

Das Haus Blas de Robles war ihm von Titelblättern her bekannt. Herr de Robles empfing ihn sofort. Ein Drama, sehr schön! wo denn die anderen seien? — Welche anderen, fragte Cervantes. — Nun, so unvertraut werde er doch mit den literarischen Sitten kaum sein, nicht zu wissen, daß gewöhnlich *zwölf* Komödien in einem Bande vereinigt würden, das ergebe dann ein stattliches Buch, das sich auch kommerziell auswerten lasse. — Wenn sich das so verhalte, meinte Cervantes, dann werde er wohl in elf Jahren wiederkommen müssen, denn zur Abfassung seines algerischen Schauspiels habe er beinahe ein Jahr gebraucht. Allerdings seien die Umstände nicht ganz die

eines freien Schriftstellers gewesen . . . Und er erzählte Herrn Robles ein wenig vom König Hassan und seiner silbernen Kette.

„Versucht doch eine Aufführung zu erreichen“, sagte Robles. „Das ist der Weg, rascher zu Geld zu kommen. Wart Ihr bei Geronimo Velazquez?“

Cervantes blickte ihn fragend an.

„Sonderbarer Dramatiker seid Ihr! Alltäglich läuft ganz Madrid zu seinen Aufführungen im „Corral“, und Ihr wißt nichts von ihm. Ihr müßt doch die zeitgenössische Produktion kennen lernen. Lope vor allem, Lope!“

„Ich weiß nicht, Don Blas, wie hoch dort das Eintrittsgeld ist. Für mich ist es auf alle Fälle zu hoch.“

Der Buchhändler griff in seine Lade und holte zwei Kronentaler hervor, sehr ansehnliche, dicke und schwere Münzen.

„Für die sechszehn Realen, Don Miguel, könnt Ihr viele Male hingehen. Ihr braucht ja nicht gerade ein Logenfenster zu nehmen. Es ist kein Geschenk, wir verrechnen es beim ersten Geschäft, das wir miteinander abschließen. Und Euren „Handel und Wandel in Algier“ bringt dem Velazquez nur gleich mit ins Theater! Er hat immer Bedarf.“

## THEATER

Als Cervantes gegen die zweite Nachmittagsstunde den „Spielhof zum Kreuz“ betrat, war das Theater schon voll. Erstaunt blickte er sich um. Das war etwas völlig anderes als die Jahrmarkt-buden, darin er als Knabe die verschollenen Komödien Ruedas hatte aufführen sehen.

Der Raum war, ganz dem Namen entsprechend, ein richtiger großer gepflasterter Hof, der durch die Hinterwände besonders hoher Häuser gebildet wurde. Die Bühne, um vier Fuß erhöht, nahm die eine Schmalseite ein. Sie war vorn offen und leer. Grob bemalte Vorhänge schlossen sie auf drei Seiten ab und stellten im Hintergrund eine Landschaft mit einem maurischen Schloß, links ein vornehmes Zimmer, rechts einen Garten dar. Eine Versenkung im Boden, mit einer Klappe versehen, repräsentierte den technischen Apparat.

Cervantes stand eingekeilt in eine dichte Masse von Männern, die schwatzend und lachend und, schon ungeduldig zum Teil, das längliche Viereck erfüllten. Ringsum an drei Wänden zogen sich erhöhte Stufensitze entlang. Alle Hinterfenster der Häuser waren Logen. Und Scherze, nicht von der feinsten Art, flogen zum ersten Stockwerk des einen Querhauses hinauf, wo sich, käfigartig vergittert, die Frauengalerie vorwölbte. Ein liches Flirren war dort von weißen Krausen, grell geschminkten Mündern, schlagenden Fächern.

Was für eine Menge müßiger Menschen am hellen Nachmittag! Alle schienen sich untereinander zu kennen. Cervantes stand ziemlich einsam, unterm rechten Arm sein dickes Manuskript. Hie und da ging ein Ruck und Stoß durch die Menge, so daß man aufeinander taumelte, jedesmal dann, wenn einer der fliegenden Händler mit Früchten und Gebäck, deren helle Rufe nicht abrissen, sich den Weg zu einem winkenden Kunden bahnte.

Es war eine Komödie angekündigt, deren Titel lautete: „Liebeslist ist nie verlegen“, und als Verfasser war in den handgeschriebenen Anschlagzetteln am Eingang Herr Lope Felix de Vega Carpio genannt und unterstrichen. Nicht von dem Buchhändler allein hatte Miguel in diesen Tagen den Namen gehört. Er sollte ein noch ganz junger Mensch, sein, dieser Lope, furchtbar begabt bis zum Wundersamen, eines Tages hervorgetaucht aus dem Nichts als ein wahrer dramatischer Stern erster Größe.

Der ungeduldige Lärm des Stehpublikums hatte sich auf das wüsteste verdichtet. Im Diskant und im Baß stieg der Ruf „Anfangen, anfangen!“ aus einem hundertstimmigen Johlen und Blöken. Neben Cervantes stand ein ziemlich verwegen und verwahrlost aussehender, stämmiger Bursche, der in geringen Abständen so überschrill auf zwei Fingern pfiß, daß sein Nachbar meinte, das Trom-

melfell müsse ihm zerreißen. Mit einem Mal aber wandte sich der selbe Mann im blumigsten Kastilianisch an Cervantes und erbot sich, ihm sein Manuskript zu halten, da, wie er sich ausdrückte, „der Herr durch besondere Umstände das Tragen eines Pakets als Last empfinden müsse“. Miguel dankte überschwenglich, wagte aber nicht anzunehmen. Schließlich trug er da seine letzte Hoffnung im Arm . . . Sie wandten beide ihre volle Aufmerksamkeit der Bühne zu.

Dort hatte, nach einem einleitenden Liedvortrag zu Gitarre und Harfe, und nachdem ein Sprecher im Pagenkostüm die Zuschauer durch eine dick auftragende Lobrede günstig zu stimmen versucht, die Komödie begonnen.

Was in diesen drei Akten vor sich ging, war ein wirbelndes und wirres Versteckspiel aller mit allen, darin in jedem Augenblick jeder die Existenzform tauschte, der Edelmann zum Arzt, zum Stierkämpfer oder zum Müller wurde, das Fräulein zum Zigeunerknaben oder zur Gärtnerin, die Gärtnerin zum Mohren oder Studenten, der Student zum Gespenst, das Gespenst zum buckligen Stummen, bis endlich, nach einer unversiegliehen Springflut von Vers und Reim, von Terzinen, Quintillen, Romanzen, Redondillen, durch Dazwischenkunft von Feen, Göttern, Ministern und Drachen, vier frischverlobte Paare glückatmend

dastanden und an der vorhanglosen Rampe ihre heiteren Schlußreime sangen.

Miguel Cervantes erschien das alles als ein recht geschickter und bunter, aber doch auch leerer und etwas alberner Zeitvertreib für die großen Kinder im Parterre, die jede Überraschung und jedes Witzwort mit lärmenden Zurufen begrüßten. Dagegen setzten sofort die Pfiffe und Schmähungen wieder ein, wenn eine der Larven da oben sich in längerer Versrede erging. Das wollten sie nicht, die „erzenen Hörer“, die „Infanteristen“, die „Musketiere“, von denen im Vorspruch mit so schmeichlerischer Komik die Rede gewesen war. Rasende Handlung und Verwandlung wollten sie, und die Zauberklappe im Boden sollte nicht stillstehen. Aber sie hatten wohl unrecht, die Lärmenden. Gerade in jenen kunstvollen Reden schien Cervantes der eigentliche Wert des Ganzen zu ruhen. Da klangen Strophen auf von einer beseligenden Anmut und Harmonie, rührend, voller Weisheit, wehmütig-heiter, daß ihm klar wurde, dieser Herr Lope sei offenbar doch mehr als ein einfallsreicher Hanswurst.

Es wurde etwas geboten für das billige Eintrittsgeld! Pausen gab es hier nicht. Kaum war nach einem Akt die Bühne frei, so begann auf ihr eine Zwischenkomödie, dazu bestimmt, den Zuschauer nicht Atem schöpfen zu lassen. Es waren ganz



primitive, blitzschnell sich abspulende Szenen: die nach dem ersten Akt spielte zwischen einem Sterndeuter, einem Polizisten und zwei Vagabunden und endete damit, daß der Astronom ohne Fernrohr, der Polizist ohne Säbel und Bandelier dastand; die nach dem zweiten machte auf Sinn überhaupt keinen Anspruch, sondern war einfach ein Rüpelspiel, das sich an groben Flüchen und Pöbelwitzen und an einer wüsten Balgerei als Krönung genug sein ließ.

Man hatte gute drei Stunden gestanden, als „Liebeslust ist nie verlegen“ mit jenem Chorliedchen an der Rampe schloß. Die Sonne war schon hinunter. Es wurde kühl.

Cervantes mit seinem Manuskript hatte sich auf eine der erhöhten Bänke im Hintergrund zurückgezogen und sah zu, wie der dämmernde Spielhof sich leerte. Der Direktor Velazquez, war ihm gesagt worden, hatte irgendwo in dem hohen Häuserserviereck auch seine Wohnung.

Aber ihn aufzuspüren, blieb Cervantes erspart. Kaum nämlich hatten die letzten Zuschauer den Corral verlassen, so zeigte sich auf der Bühne, hervorgetreten aus den Vorhängen, eine Gruppe von drei Männern. Zwei von ihnen waren in bürgerlicher Kleidung, der dritte einer der Schauspieler und noch im Kostüm. Er setzte ein Windlicht auf den runden Tisch, der vom letzten Akt her noch

dastand. Die beiden anderen nahmen rechts und links Platz.

Die ganze Länge des Hofes lag zwischen ihnen und Cervantes. In der nun fast völligen Dunkelheit konnte man ihn schwerlich bemerken. Unbeweglich saß er, um kein Aufsehen zu machen. Er war von dem, was er sah und vernahm, sogleich völlig gefesselt.

Nicht der aufrecht stehende Schauspieler in Bürgermeistertracht mit der Kette zog ihn hauptsächlich an, auch nicht der Herr zu Linken, der augenscheinlich der Direktor selbst war, ein schwerer, schlau aussehender Bürger. Er verwandte seine Augen nicht von Herrn Lope Felix de Vega. Der habe, war ihm berichtet worden, im fünften Jahr seines Lebens Lateinisch gelesen und im zwölften Komödien verfaßt. Nun, da er sah, daß diesem Erfolgreichen wirklich kaum der Bart sproßte, schien das nicht mehr so unglaublich. Quecksilbrig warf er sich droben auf seinem Stuhle umher, krähte mit einer hellen, metallischen Stimme und lachte ein Lachen, das noch nicht recht fertig war. Aus dem Vorhang im Hintergrund war noch eine Frau zu den dreien getreten, ein schönes, großes, vollbusiges Frauenzimmer, nicht tugendhaft anzu-sehen, das schweigend ihrem Gespräch zuhörte.

Bei dem Stück des Abends hielt man sich nicht lange auf. Es handelte sich um die Gestaltung des

Spielplans in den kommenden Wochen. Das Bürschchen Don Lope — der Lauscher im Dunkel nahm es mit Beklemmung wahr — schien es für selbstverständlich zu halten, daß ungefähr dieses ganze Repertoire von ihm allein bestritten würde . . .

Wenn man Hirtenstücke wolle, etwa nach Art der Komödien, die von den Italienern hergestellt würden, damit könne er dienen. Er persönlich halte zwar von dieser Gattung nicht viel, da man die rechte Kraft und den rechten Witz darin nicht zeigen könne, sich auch von der Wirklichkeit allzu weit entfernen müsse, aber auf einen Ausflug in dieses Gebiet komme es ihm nicht an. Und er hielt einen Papierstreifen nahe vor das Windlicht und las einige Stücktitel ab, die er notiert hatte: „Die Liebe des Albanio und der Ismenia“, „Belardorast“, „Das Schäferspiel vom Hyazinth“.

Sehr schöne Titel, unterbrach ihn Velazquez, aber ob man nicht von den Stücken etwas zu sehen bekommen könne?

„Ihr braucht nur zu bestellen, Don Geronimo, das wißt Ihr doch! Ihr gebt mir die Zahl der Rollen an und ein wenig den Charakter des Ganzen, ob ihr mehr Gefühl wünscht oder mehr Burleske, und in drei Tagen, wenn nötig in zweien, habt Ihr das Stück. Wobei sich das Honorar im Falle besonderer Dringlichkeit von 60 auf 80 Taler erhöht, denn meine Nächte gebe ich nicht gern umsonst her, für

die hab' ich bessere Verwendung." Und er schickte einen ziemlich frechen Blick an der vollen Figur der zuhörenden Dame empor.

Er persönlich, fuhr er offenbar sinnlich inspiriert fort, habe allerdings augenblicklich weit größere Lust, ein paar Amazonenstücke zu schreiben — Dramen,, in denen speziell Doña Elena Velazquez Glanzrollen fände, es sei ja ein Jammer, wie wenig Freude sie in letzter Zeit am Auftreten zeige.

Da war der Direktor allerdings völlig der Meinung des Herrn Lope! Er sah nicht ein, worauf eigentlich seine Tochter wartete mit ihrer Ziererei. Vermutlich auf die Jahre, da sie ohne Maske zahnlose Kupplerinnen spielen würde.

Lope parierte galant. Bis dahin seien es immer noch vier oder fünf Jahrzehnte. Jedenfalls: sie habe nur zu befehlen, und augenblicklich präsentiere er ihr auf seinen Knien ein Schauspiel über die berühmte Dame Lucinda, die ihre beleidigte Ehre am König von Arkadien rächt, oder über die schöne Räuberin von Estremadura, die in den Bergen auf ihren Schlössern haust und alle Männer, die dort ihres Pfades ziehen, erst betört und dann ermordet, bis auch ihr Herz das Schicksal ereilt.

Sehr beliebt, meinte der Vater, seien neuerdings in Valencia und Sevilla Stücke gewesen, in denen ein Ungläubiger, ein Maure oder ein Türke, die Hauptrolle spiele. Von solch einem Plan habe doch

der Herr Verfasser jüngst etwas fallen lassen — oder irre er sich?

Der lebendige junge Herr ließ sich keinen Augenblick bitten. Gut, daß man ihn daran erinnerte! Etwas Wirksames als das Verbrecherdrama vom Mohren Hamet, das er fix und fertig in seinem Schädel trage, lasse sich allerdings schwerlich erdenken. Und er skizzierte — während dem Namenlosen mit seinem algerischen Manuskript dort hinten vollends der Mut schwand — eine Geschichte vom stolzen und edlen Seeräuber Hamet, der in die Gefangenschaft der Christen gerät, aus wilder Sehnsucht nach seiner verlorenen, dunklen Geliebten furchtbare Greuel verübt, dann entflieht, eingeholt wird, überwältigt, und schließlich durch den Henker ein gottseliges Ende nimmt, nachdem er bereit und sich zum Christentum bekehrt hat. Ein besonders ergreifender Zug, unterstrich der Autor, von dem er sich viel verspreche, werde es sein, wenn gerade jener Spanier ihm als Taufpate diene, dem er in seinem Liebeswahn die schöne Gattin erstochen habe.

Sehr fein, bemerkte Velázquez, verliebt, blutig und fromm, eine überaus glückliche Mischung! Das sei ein Stück, das auf alle Fälle geschrieben werden müsse, und bald. Wenn nun zum Phantastischen noch ein realer Stoff träte, dann wäre für viele Wochen gesorgt, einer aus jüngster Ver-

gangenheit etwa, national gedacht, was ja immer Furore mache, ein Feldzug, ein Sieg . . .

„Mich braucht Ihr nicht lang zu kitzeln, damit ich lache! Was sagt Ihr zu einer Belagerung von Maastricht?“

„Ausgezeichnet!“ riefen seine drei Zuhörer, alle zugleich. Die Belagerung von Maastricht war ein Ereignis vom Vorjahr.

„Ich werde da“, erklärte Lope, „einmal das ganze Heer auf die Bühne bringen — habt keine Angst, Velázquez, Ihr mietet Euch fünfzehn Straßenummel für ein paar Maravedis und laßt es hinter der Szene tüchtig krachen, was auch billig ist — die ganze großartige Aktion durch den Herzog von Parma wird aufgerollt, man hört die Soldaten durcheinanderfluchen und schreien, spanisch, flämisch, französisch und welsch, der Herzog nimmt selber die Schanzschaufel in die Hand und greift in die Radspeichen, um die Kanonen vorwärts zu bringen, alles ist Pulverdampf, Eisengeklirr und Staub von den Hufen, und mittendrin, das muß sein, laufen zwei Frauenzimmer herum, eine aus Spanien und eine Flämin, und schleppen Munition, beide in Mannskleidern, beide verliebt, und während die Geschütze donnern, führen sie einen spitzigen, geistreichen Liebeskrieg gegeneinander, wobei die Spanierin — er sah wieder zu dem Busen der reizvollen Elena empor — zuletzt mit der



Zunge obsiegt wie der Herzog mit seinen Kanonen."

Hier wurde, zum ersten Male, der Schauspieler gesprächig. Er war ein großer, bauchiger Mann mit ungemein gutmütigen Zügen und einer ziemlich vertrunkenen Baßstimme. Das leuchte ihm ein, diese Belagerung von Maastricht! Das werde nun wirklich einmal Drama nach seinem Herzen, hier sei auch mit der Rolle des todesmutigen und genialen Herzogs Alexander endlich die ideale Aufgabe für ihn gefunden . . . Alle lachten. Er entrüstete sich. „Laß gut sein, Gutierrez“, erklärte der Direktor, „Schauspieler sind verrückte Menschen, das weiß ich am besten. Aber so verrückt doch nicht? Was? Den schlanken, feinen, scharfen Herzog willst du spielen, den jeder Mensch in Madrid von Angesicht oder von den illustrierten Flugblättern her kennt! Die Parterre-Infanterie reißt mir ja die Bühne in Fetzen. Was meinen Sie, Lope?“

„Ich will das keineswegs sagen! Herr Gutierrez verfügt über ein so eindrucksvolles Talent, daß es physische Unterschiede vergessen macht. Aber *schade* wär's, wenn er den Prinzen spielte!“

„Schade?“ fragte Gutierrez stirnrunzelnd, „wieso denn schade?“

„Weil das jeder kann. Ein Held, ein hübscher, siegreicher Prinz, das ist was für fade Puppen. Für Euch hätt' ich da etwas anderes . . .“ Und er ent-

warf mit farbiger Beredsamkeit eine Figur, die ihm ganz offenbar erst in diesem Augenblick entstand, einen alten, kurrigen Kriegsoberst der Spanier, bauernschlaunen Abgott des Lagers, voll von grobem Humor, den schließlich seine Soldaten, als Fleisch von ihrem Fleisch, in seinen Gichtstiefeln im Triumph über das Schlachtfeld tragen... Es war kalt geworden. Dort oben trennte man sich.

Leute kamen und nahmen die Vorhänge ab, so daß die nackte fugenlose Mauer erschien, hinter der vermutlich Direktor Velázquez wohnte. Dann trugen sie Tisch, Stühle und Windlicht hinweg.

Cervantes, das Manuskript „Handel und Wandel in Algier“ auf seinen Knien, blieb allein im dunkeln Spielhof zurück. Er saß noch eine Weile. Der Gedanke, dem Direktor sein Stück vorzulegen, tauchte garnicht mehr auf. Er saß vor einer nackten, hohen, fugenlosen Mauer... Ihm blieb nur der König. Der König war in Portugal.

In der elterlichen Wohnung schien man zu schlafen. Er hatte sich sein Lager in der Medizinkammer des Vaters gerichtet. Als er sich ausstreckte, spürte er unter der Kopfrolle etwas Hartes. Es waren acht Goldstücke, in ein Stückchen rotes Tuch gewickelt. Nur von Andrea konnte das kommen. Es war die Reise nach Portugal.

Er errötete heftig, obwohl er allein war, küßte das Tuch und löschte sein Licht.

## AUFATMEN

Die Winterreise durch Kastilien und durch die Öde, menschenleere Estremadura war hart. Aber in Portugal blühten im Februar schon die Orangen. Eine mildere, zärtlichere Luft umwehte den Geprüften. Hier war gut atmen. Eine Ahnung von Ausruhen, Sorglosigkeit, von Glück umfing sein Herz. — Er fand den König in Tamor.

In Trauerkleidung war Philipp in Portugal eingezogen. Aber wenn er Trauer fühlte, so hielt sie nicht stand. Der größte Erfolg seiner Laufbahn, unabsehbar noch in den Ausmaßen, war ihm zuteil geworden. Er hätte glücklich sein müssen, er war es beinahe. Jetzt und hier, zum ersten und einzigen Mal, hielt er inne und ließ seine Hände sinken.

Die lusitanische Landschaft, weich und innig, der wilden Kontraste Spaniens entratend, sprach auch zu ihm, dem aktenhäufenden Mönch. Er sah Portugal wie ein Mensch, der Augen hat, um das Schöne zu sehen, eine Brust, um den Duft der Schöpfung zu atmen. Die Briefe an seine Kinder daheim waren voll von Ausflügen, Blumen und Nachtigallen. Manchmal freilich erzählt er dazwischen von einer Ketzerverbrennung und schickt ihnen auch die Liste der Ketzer, „damit sie wissen, welche es waren“.

Er hatte kaum nötig gehabt, sein neues Reich zu erobern. Dieser Zug nach Portugal war ein Spaziergang in Waffen.

Hier war ein junger König, vor Unternehmungslust tollkühn, im Kampf gegen die Marokkaner gefallen, kurz nach ihm erlosch auch sein Haus. Unter den Thronanwärtern war Philipp. Seine Ansprüche waren nicht schlechter als die der anderen, seine Macht überlegen. Leicht zersprengte sein Heer jede feindliche Ansammlung, der Adel des Landes trat zu ihm über, Portugal war Spaniens Provinz.

Wie im Traum, wie im Spiel war hier Großes erreicht. Geschlossen die Halbinsel nun als *ein* Königreich, nach fast tausendjähriger Zerspaltung *ein* Mann Herr zwischen dem Pyrenäenwall und den Meeren. Aber viel mehr noch: Portugals Kolonien fielen König Philipp anheim.

Ein unermessliches Weltreich war so gebildet. Zu Westindien, Mexiko und Peru tritt neuer, breiter, kostbarer Besitz. Brasilien wird spanisch. Rund um ganz Afrika weht Philipps rotgelbe Flagge; in Arabien Maskat, in Persien Ormuz, in Ostasien Goa, Kalkutta, Malakka, Java, Macao sind sein. Lissabon ist nun seine zweite Hauptstadt: nach Paris die volkreichste christliche Siedelung, der bedeutendste Handelsplatz auf der Erde. Nicht allein die Gold- und die Silberländer gehören ihm jetzt, ihm zinst das Holz aus Brasilien, Madeiras Zucker, der Teppich aus Persien, die chinesische Seide, Indiens Gewürz. Erschrocken blicken Elisabeth in Westminster, die Medici im Louvre, der vene-

zianische Doge auf diese Zusammenfassung von Macht und Reichtum in *eines* Menschen Hand.

Denn dies schien unbesieglich und unzerstörbar. Wer konnte aufstehen gegen ein Großspanien, das durch Berge und Wogen und durch ein eisernes Heer geschützt war, gegen einen Großkönig, der buchstäblich über die Schätze der ganzen Welt gebot! Was konnte — dennoch — diesen Weltherrscher dahin bringen, daß er um Geld betteln mußte bei seinen Untertanen, Bergwerk und Ernte verpfänden, daß in Lyon und Mailand, in Antwerpen, Augsburg und Genua es kein Bankhaus gab, in dessen Buch er nicht stand, daß er in zwanzig Jahren zweimal Staatsbankerott ansagte und das ganze Finanzsystem Europas mit sich in den Abgrund riß, daß er, der übergenaue, pedantische Rechner, sein Volk in beispiellose Armut stieß, es ausgeblutet, erledigt, als ein Bettlervolk hinterließ? Was mußte geschehen, um das zu erreichen? Welchen Geistes mußte man sein?

Nun eben des Geistes allein und nicht des Lebens! Des Geistes, dem irdische Wohlfahrt und irdisches Glück nichts gelten, überhaupt das Irdische nicht. Der Pflug und Hammer verschmäht, nur Kreuz umklammert und Schwert, der in phantastisch verzücktem Ehrgeiz *ein* Ziel nur kennt: Einheit und Reinheit des Glaubens über die Völker hin, den universalen Sieg des heiligen Buchstabens.

König Philipp war ein Weltreich mehr in den Schoß gefallen. Aber wie wenig ist das, wie gar nichts, wenn man das Unbedingte will, das ganz Unmögliche, wenn man ein Leben lang gegen Übergewaltiges anrennt, bis zur Erhabenheit und bis in den Wahnsinn! Cervantes fand den König in Tomar.

Aus dem winzigen Städtchen, das voll von Militär und Hofleuten war, blickte er hinauf zu der thronenden Ordensburg der Christusritter, wo Philipp Quartier genommen, und das Ohr des Königs schien ihm so unerreichbar als jemals. Aber die ersten Personen, die ihm im Städtchen entgegen traten, waren zwei Edelleute in bevorzugter Stellung, mit denen er aus Algier vertraut war. Und er befand sich noch nicht zwei Stunden am Ort, so begegnete er jener eleganten Madrider Dame, Frau eines Palastbeamten, die mit ihm zugleich in Dalimamis Hände gefallen war. Sie erkannte ihn sogleich — zu seinem Schrecken, denn ihre Ziererei war in den Jahren nicht verlockender geworden. Sie präsentierte ihn ihrem Gatten und brachte geläufig, nicht zum erstenmal offenbar, sein ritterliches Verhalten auf Deck der „Sol“ in Erinnerung. Cervantes lächelte: er sah sich wieder dem Korsaren ein Bein stellen, so daß der platt neben der Dame zu Boden schlug. . . . Ihr Ehemann verbeugte sich tief vor Cervantes und bot aufrichtigen Tones seine Dienste an. In Madrid hatte ihn niemand



kennen wollen, hier in Portugal fand er sich am ersten Abend im Mittelpunkt eines freundwilligen Kreises. Jeder dachte für ihn. Man wies ihm die Wege.

Am dritten Tage schon wurde ihm eine Gnadengabe des Königs in Höhe von fünfzig Dukaten überreicht. Sie mochte seinen Empfehlungen zu verdanken sein, einer milden Regung des Königs, ein wenig dem Zufall. Aber eine Woche darauf erfolgte mehr. Er erhielt einen königlichen Auftrag. Der Auftrag war ehrenvoll.

Der Gouverneur von Oran sollte zum Ordensritter von Santiago ernannt werden. Cervantes sollte das Handschreiben überbringen. Hundert Dukaten Reisegeld wurden ihm ausbezahlt.

Es war die Mission eines Botschafters — oder die eines Briefträgers, man hatte die Wahl. Cervantes zweifelte nicht. Dies konnte nur eine Vorstufe sein, der erste Schritt zu bedeutender Stellung im Dienste der Krone! Er war ein Mensch der schweifenden und ausschweifenden Phantasie. Sein Glaube an das Leben, immer Lügen gestraft und endlich zurückgedrängt, brach mit aller Kraft vor. Er wurde nun reich. Die 150 Goldstücke, die er empfangen, waren nichts als eine winzige Anzahlung, weniger als das: ein Taschengeld. Er sah sich mit einem hohen Ratsposten belehnt, als Diplomaten, als Inhaber eines Regiments. All dies waren

so hoch bezahlte Stellungen, daß auch den Seinen eine überreichliche Existenz gewährleistet war. Andrea . . . Er war seiner Sache so sicher, daß er nicht daran dachte, jetzt Geld nach Madrid zu schicken. Was er besaß, das brauchte er für den Augenblick. Es war sogar wenig.

Um den Hof in Tomar hatten sich sehr rasch die Luxuskrämer gesammelt, Genuesen zumeist. Er kaufte einen flandrischen Überkragen mit Spitzenbesatz und einen besonders eleganten Hut, dazu versilberten Degen und versilberten Dolch. Er reiste für seinen Monarchen, vermittelte zwischen ihm und dem afrikanischen Statthalter, es wäre sehr ungeschicklich gewesen, sich im Äußeren zu vernachlässigen. Ihm war die Last vieler Jahre von den Schultern gefallen. Er trank den ersten Becher des Glücks erhitzt, wie ein ungeduldiger Knabe.

Sein Schiff ging von Cartagena. Er flog, mit gestellten Pferden, durch Andalusien, sah wie unter rosigen Blitzen die Städte Sevilla und Cordoba. In tiefeingeschnittener Meeresbucht lag seine Galeere bereit. Nur auf ihn schien gewartet worden zu sein. Als er an Bord trat, grüßte die gesamte Besatzung mit dem dreimaligen Uh-Ruf, der hochgestellten Personen galt. Einen Nachmittag und eine Nacht strich man durch sanfte, schmeichelnde Fluten, im Morgenlicht lag man vor Oran.

Dies war die Stadt, die er in langer Felsenwan-

derung einst vergeblich zu erreichen gehofft hatte. Nun trug ein Windhauch ihn her oder der Worthauch eines fürstlichen Beschützers. Endlich war aller Qualen ein Ende. Nie war er so leicht geschritten wie die steile Hafengasse hinauf und auf schwankender Brücke über die Schlucht, zur „Roten Festung“, dem Sitz des Gouverneurs.

Der gebrechliche alte Offizier bewillkommnete Cervantes wie einen Himmelsboten. Dieses Handschreiben brachte ihm mehr als nur eine Ehrung. Er befand sich in ewiger Geldnot, eine zahlreiche und nichtsnutzige Familie in Spanien zehrte an ihm. Mit dem Rang als Jagoritter aber war der Genuß einer jährlichen Rente verbunden, viertausend Taler in seinem Fall. Das war ein sorgloses Alter, war die gestillte Familie. Tränen flossen dem General in seinen gefärbten Bart.

Am Abend gab es ein Festmahl. Man trank einen feurigen Valdepeñas, seit langem aufgespart. Don Miguel de Cervantes Saavedra saß bequem und selbstverständlich unter den Herren, mit höchster Aufmerksamkeit angehört und bedient.

Nach Tisch nahm der Gouverneur ihn beiseite, um ihm sein Herz auszuschütten. Endlich war die Gelegenheit da! Er zweifelte nicht, daß dies der gerade Weg sei zum Ohr der Majestät. Er wollte ganz aufrichtig sein: man lebte in Oran wie in einer belagerten Festung. Noch immer führten die Gou-

verneure den Titel eines „Generalkapitäns für das Königreich Tlemcen“. Aber er hätte nur einmal wagen sollen, sich in Tlemcen zu zeigen! Keine zehn Meilen weit, keine drei, traute er sich mit seinen Soldaten hinaus aus Oran. Er war schon glücklich, wenn er mit genauer Not noch die Stadt hielt. Allzusehr wahrhaftig wurde man von Madrid aus vernachlässigt. Der Sold für die Truppen blieb aus, seit Monaten war man fast ohne Munition, siebenjährig waren die meisten Kanonen, man durfte sie überhaupt nicht bewegen, sonst krachten Gestelle und Räder zusammen. Wie es denn zu erklären sei, daß gerade an Oran so gespart wurde? Der Herr Gesandte möge es doch nicht fehlen lassen an ehrerbietiger Vorstellung!

Cervantes hörte, stimmte zu und versprach. Er wußte am besten, was in Afrika versäumt wurde. Er hatte es am eigenen Leibe erfahren. Abhilfe war nötig, er sah es ein. Er glaubte, so ernst wie der Gouverneur, an seine Mission.

Seine Einbildungskraft trug ihn weit. Nachts im gewölbten, steinernen Schlafgemach träumte er deutlich, der König habe ihm eine Flotte vertraut, um Afrika zu erobern. Algier, Dschidschelli, Tabarca, Tunis entriß er dem Halbmond... Er sah sich selber wie eine Galionsfigur auf seinem Admiralschiff die Küste entlangfahren, und das rotgelbe Banner in seiner Faust streifte die Felsen.

Der König war in Lissabon, als Cervantes zurückkehrte. Er begab sich in das weitläufige, schlecht gebaute Palais. Ein Hofsekretär nahm ihm das Dankschreiben des Gouverneurs ab, schenkte Cervantes einen zerstreuten Blick und versah den Brief mit Aktenzeichen und Nummer.

Er zog sich zurück. Er wartete. Nichts mehr erfolgte. Er meldete sich. Er bat um Audienz. Er erhielt keinen Bescheid. Er suchte die oberen Ämter auf. Man kannte ihn nicht. Er stieg zu den Subalternen hinab. Man hieß ihn im Vorzimmer warten. Er saß viele Stunden wie vordem sein Vater.

Er erinnerte sich seiner adeligen Freunde. Sie waren kühl. Er suchte den Palastbeamten und seine Gattin. Sie waren zurück in Madrid. Er wechselte sein Quartier, suchte ein billiges auf, endlich eine Spelunke. Er ging umher im volkreichen Lissabon, ohne einen Maravedi in seiner Tasche. Die Spitzen an seinem Kragen gingen in Fetzen. Er trennte sie ab. Er verkaufte seinen silbernen Degen und seinen silbernen Dolch, um das Reisegeld nach Madrid zu bekommen. Es reichte nicht. Er borgte mühselig, was noch fehlte.

Er war kein Botschafter gewesen, nur ein Briefträger. Mit 150 Dukaten galt er als endgültig abgefertigt. Wahrscheinlich war die ganze Mission nach Oran nur ein Vorwand gewesen, um die Zuwendung ordnungsmäßig buchen zu können.

## LUGENBANK

Als er in Madrid die Hofwohnung hinter der Calle de Atocha aufsuchte, wohnten fremde Leute darin, ein Schuhmacher mit seiner Familie. Man gab ihm Bescheid: wieder waren die Eltern verzogen, nach Toledo diesmal. Gott mochte wissen, ob der Vater dort als Quacksalber oder als Winkeladvokat neue Hoffnungen ersah. Ein Bündel mit Miguels Habseligkeiten war zurückgelassen. Er nahm es, dankte und ging.

Er fand eine Kammer am Matute-Platz, gleich hinter dem Kollegium von Loreto. Hier mietete er, ohne zu wissen, wie er bezahlen sollte. Als er sein Bündel auseinandernahm, lag obenauf seine rote Sklavenmütze aus Algier.

Er setzte sie auf und betrachtete sich in einem zersprungenen Spiegel, der dahing. Sein Gesicht sah recht eingefallen und welk aus, im Kinnbart und an den Schläfen schimmerte es schon grau. Er trug seine Mütze noch immer zu Recht, sie war mehr als ein Andenken. Er hatte wahrhaftig nur eine Sklaverei gegen die andere eingetauscht. Auf unabsehbare Zeit wußte er sich verschuldet. Verschuldet, tief, an die Eltern, an die arme Andrea, an die Oberen der Schwester im Kloster, an die Leute in Portugal. Verschuldet an die trinitarische Brüderschaft, die ihn freigekauft, verschuldet für das Schiff, das einst Bruder Rodrigo gechartert, verschuldet, verschuldet. Mit einer Art von satirischer



Selbstquälerei ließ er auch die entferntesten Gläubiger aufmarschieren, während er das graue Gesicht unter der roten Kappe beschaute. Er wußte sehr genau, daß keine Rede davon war, sie je zu bezahlen. Ihm fehlte für morgen das Brot.

Es war eine seltsame Gegend, in der er gemietet hatte. Der kleine Platz gleich in der Nähe hieß neuerdings „Lügenbank der Komödianten“. Ganz offiziell hieß er so. Ein Bohemenviertel war hier aufgeschossen. Der Spielhof zum Kreuz lag nicht weit. Eine zweite Bühne, das „Fürstentheater“, war eben eröffnet worden. Es war täglich voll wie das erste. Ein Schwarm von Schauspielern, bettelhaft, bunt und lärmend gesellig, besiedelte all diese Gassen. Musikanten, Tänzer, Gaukler und ein überaus zahlreicher weiblicher Anhang wirbelten her. Literaten gab es zuhauf. Alles lebte von Zufallsgewinn, borgte, saß in den Kneipen herum und spielte sich auf.

Eine scharfe Note gab dieser Boheme der landesübliche Ehrenpunkt. Überall war ja das alte Rittergefühl schon ganz ins Äußerliche gewendet. Für einen schiefen Blick fuhren die Degen aus der Scheide; alle paar Tage fand man frühmorgens Edelleute erstochen im Straßenschmutz. Aber hier um die „Lügenbank“ war man womöglich noch kitschiger. Hysterische Eitelkeiten rächten sich blutig. Ein Schauspieler, dem der andere die Rolle

wegspielte, ein Versemacher, den der Kollege hämisch glossiert hatte, hielt einen Dolchstich für die bündigste Widerlegung. Die Ehre irgendeiner leichten Person, mit der man seit zwei Wochen lebte, wurde verteidigt wie die einer jungfräulichen Herzogin. Ein unzählbarer Snobismus schnitt seine Grimassen. Falschspieler, die einander die Tricks ablernten, grüßten mit langen Zeremonien, nannten sich Euer Gnaden und sprachen nur in der dritten Person. Die Renommage vollends kannte kein Maß. Ein jeder von diesen Läpperpoeten und Reimschmieden hatte Iliaden und Äneiden auf seinem Amboß. Man log einander schamlos ins Gesicht, jeder tat, als glaube er dem andern und erwartete sich ein gleiches. Das Theater aber war für alle die große Hoffnung, war der reale Magnet. Denn dort war ja ernstlich Geld zu verdienen, fünfzig, siebzig Taler für ein einziges Stück.

Nur, wahrhaftig, das Publikum war allzu schwierig! Und also waren die Direktoren es auch. Selbst Autoren von Namen, ein Arteida oder Armendariz brachten es selten dahin, daß man sie spielte. Eigentlich gab es nur Lope.

Es war ein ungeheurerlicher Einzelfall. Das ganze Theater der Zeit begann von dem einen Jüngling zu leben. Sechs Schauspielertruppen, die Spanien durchzogen, spielten beinahe nur ihn. In Valencia, Sevilla, Burgos beherrschte er das Repertoire.

Theaterkönig, Wunder der Natur, Phoenix von Spanien hieß er den Leuten. Die Direktoren schickten ihm von weither Boten ins Haus, mit Bestellungen, Mahnungen, Bargeld. Diese Boten belagerten seine Wohnung, sie warteten hinten im Gärtchen, bis sein Stück fertig war. Er stand erst am Beginn seiner Laufbahn und fing schon an, sprichwörtlich zu werden. „Wie von Lope“, hieß es von einer Sache, die besonders gut aussah, klang oder schmeckte. Auch Leute gebrauchten den Ausdruck, die garnicht recht wußten, wer Lope und was ein Theater war.

Cervantes sah ihn beinahe täglich. Denn was am unbegreiflichsten schien: der Mann brachte es fertig, zwischen zwei Sonnenaufgängen ein Stück von dreitausend Versen zu vollenden, in weniger Zeit als ein Abschreiber brauchte, um solch einen Text zu kopieren, und dabei blieb ihm noch Muße zu leben! Seine Weibergeschichten kursierten rings um die Lügenbank. Sie waren zahlreich, trotz seiner Beziehung zu der üppigen Elena Velázquez, die übrigens geheiratet hatte und jetzt Osorio hieß. Täglich saßen die beiden im „Wappen von Leon“, und nie sah es aus, als ob Lope nach Haus und vors Tintenfaß drängte. Im Gegenteil: er gefiel sich hier. Der Brodem von unterwürfigem Neid, der ihm entgegenschlug, schien seinen Nüstern zu schmeicheln. Den eher stillen Miguel Cervantes

hatte er zuerst überhaupt nicht beachtet, es saß da irgendein älterer Mann mit nur einer Hand, ohne erkennbare Profession. Auch als man einander häufiger traf und sich Gespräche ergaben, bezeigte Lope geringe Sympathie. Irgendetwas an Cervantes bereitete ihm Unbehagen.

Miguel bedauerte das. Er bewunderte den Berühmten aufs höchste. Jenem ersten Theatereindruck waren stärkere gefolgt. Außerdem erschien von Lope alle paar Wochen ein neuer Band, mit zwölf Stücken jeder. Wahrhaftig, hier war Genialität! Möglich zwar, daß keines von allen diesen Schauspielen die Vollendung erreichte, aber alle enthielten zum mindesten Szenen, vor deren echter und großer Poesie das Herz einem aussetzte. Alles war da, was den Menschen bewegt und erheitert, ein breiter und schäumender Strom von Tragik, Humor, Narrheit, Weisheit, Phantastik und realistischer Klugheit zog vorbei. Nichts glich dieser Vielfalt. Der Mann nahm seine Stoffe, wo er sie auftrieb. Ihm war jeder Anlaß gleich gut: ein Königsmord oder eine Novelle oder ein Stadtklatsch vom gestrigen Tag, Ariost oder Tasso, ein illustriertes Flugblatt, eine Heiligenlegende oder ein grober Spaß, den ein Kneipengenosse erzählte; Spanien, Griechenland, Deutschland, Persien, Polen, Amerika, jedes Land war ihm recht.

Nichts von Würde war an dem jungen Mann.

Jäh wechselten seine Launen, in nichts hielt er Maß, jeden Augenblick gab es Skandal wegen der schönen Osorio, eitel war er bis zum Absurden, keine Schmeichelei erschien ihm zu plump, gutherzig und freigebig zeigte er sich im einen Moment und gleich darauf von giftiger Bosheit. Stellte man ihn, so kostete es ein wenig, das eigene Wort zu verleugnen. Schon wußte er nichts mehr davon. Das hatte ein anderer gesagt... Ein anderer war er wirklich von Stunde zu Stunde, ein hundertgestaltiger Proteus.

So erschien auch sein Schöpfertum dem Cervantes. Ihm war, als habe man es bei dieser ungeheuerlich flutenden Zeugung garnicht mehr mit einem Schriftsteller und mit einzelnen Werken zu tun. Dies wirkte weit eher wie eine ununterbrochene Eruption der Natur selbst, die ja auch nicht auf Grenzen und Folge bedacht ist, sondern aus ihrem strudelnden Schoß die Larve und das Geschöpf verantwortungslos und unversieglich hervorwirft.

Aber Natur oder nicht, gewiß war, daß diese Produktion den Zeitgenossen und ihm den Weg zur Bühne versperrte. Längst natürlich hatte er die Bekanntschaft des Unternehmers Velázquez gemacht und auch die seines Konkurrenten Gaspar de Porres. Aber sprach er ihnen schüchtern von seinen Arbeiten, einem Verwandlungsstück „Die Verwirrte“, das halbfertig dalag, einer in Konstantinopel spielenden Tragödie „Selims Tod“, so

blickten sie ihn wohlwollend an und gedachten der fünf oder zehn türkischen und Verwandlungsstücke, die von Lope in Aussicht standen. Seine Lage wurde immer bedenklicher. Der Wirt zum „Wappen von Leon“ schenkte ihm den Becher nur noch halb voll. Schon dachte er wieder daran, seine Briefschreiberkünste fruchtbar zu machen, aber wer, der nicht schreiben konnte, korrespondierte in Madrid! Ab und zu verdiente er sich ein paar Realen mit Lobgedichten, wie sie die Schriftsteller ihren Büchern als Einleitung voransetzten. Er schrieb eines für einen dichtenden Karmeliterpater, eines auch für einen Menschen namens Juan Rufo, der das Leben des Jon Juan d'Austria in langweilige Verse gebracht hatte. Fünf endlose Gesänge waren allein dem Sieg von Lepanto gewidmet, ... Es war ein wenig peinlich für Cervantes, als sich nachher das ganze Epos, das er überschwänglich gepriesen, als ein ziemlich schamloses Plagiat herausstellte. So ging es nicht weiter.

Er faßte sich ein Herz und suchte aufs neue Herrn Robles auf. Der wohlwollende Kaufmann überlegte ein wenig. Ob er schon einmal daran gedacht habe, einen Schäferroman zu verfassen? Nein, kein Gedicht, einen Roman in der Art der berühmten „Diana“. Davon könne das Publikum noch immer nicht genug bekommen. Von der Diana seien erst kürzlich wieder drei Neudrucke erschie-



nen, und bei den Fortsetzungen und Nachahmungen sei der Erfolg nicht geringer. Die von Gil Polo liege jetzt schon in fünf oder sechs Sprachen vor. Sogar eine lateinische Übersetzung werde vorbereitet, für die Klöster vermutlich. Ob Cervantes sich dergleichen zutraue? Es empfehle sich nur, auf alle Fälle einen klassischen Weibernamen als Titel zu wählen damit sich jeder sofort an die unerreichliche „Diana“ erinnert fühle.

Eine Art Vertrag kam zustande. Cervantes erhielt einen kleinen Vorschuß.

Er ging sogleich ans Werk. In seiner halbdunklen Kammer versaß er die Tage und feilte an Prosa und Vers, denn diese „Galatea“ sollte nach bewährter Tradition eine Mischform von beidem darstellen. Freude machte die Arbeit nicht. Diese parfümierte Welt ohne Wirklichkeit, dies falsche Arkadien, bot keine Atemluft, diese lüstern züchtigen Nymphen mit Bogen und Schleier, diese girrenden Schäfer waren ein trostloser Umgang. Während er süßliche Reize ausformte und seine Paare spitzfindige Dialoge führen ließ, wußte sein Blut nicht, wovon die Rede war. Mit Leidenschaft, wie der Mann sie fühlt, hatte dies präziöse Gezirp und Gejammer, hatte diese pedantische Liebesrhetorik nichts zu tun. Er stellte Modeware her. Er hätte lieber Schuhsohlen geschnitten, wenn er's gekonnt hätte.

Er ging gegen die Vierzig. Sein Leben war leer gewesen von Liebe. Enttäuschungen seiner Jugend lagen weit. Er hatte Weiber umarmt in allen Städten, in die ihn das Abenteuer verschwemmte. Meist waren es solche, die man vergaß, noch während sie einem an der Brust lagen. Spürte er, daß eine sich an ihn schloß, die ihm gefiel, so riß er sich los. Das war nicht zu brauchen, was sollte der Soldat, Krüppel, Bettler mit Anhang und Fessel.

Jetzt aber, gerade jetzt, während er um des Brotes willen dies leere Geliebel reimte und leimte, schoß wie ein Raubvogel aus dunklem Gewölk die Liebe auf ihn nieder und schlug ihm die Fänge ins Herz.

## ANA FRANCA

Sie behauptete, die Tochter eines Herrn vom Hofe zu sein, und nannte sich de Rojas, Ana Franca de Rojas. Wahrscheinlich aber war ihr Vater ein deutscher Soldat gewesen, die Leute behaupteten es, und ihr blondes Haar sprach dafür. Ihre Mutter verkaufte unechten Schmuck und billigen Weiberputz in einem Durchgang an der Calle de Toledo. Das wurde Cervantes gleich am ersten Abend ins Ohr geflüstert.

Er hütete sich sonst vor den Frauen im „Wap-  
pen von Leon“, aus Furcht, eine einladen zu müs-  
sen. Heute stieg er ohne weiteres über zwei Männer  
hinweg, die neben ihr auf der Bank saßen, schob  
die Erstaunten beiseite und begann zu reden. Ge-  
schmeichelt von einer so augenscheinlichen Wir-  
kung ihrer Person, lächelte die Blonde ihn an. Er  
ließ sie nicht erst zu Wort kommen, das hatte Zeit,  
und unterhielt sie in einem erprobten Ton zwischen  
Huldigung und Ironie. Er bestellte Früchte und  
Kuchen und dazu einen süßen Tarragona, und er  
tat es so ungezwungen, daß der Wirt zu der Mei-  
nung kam, er könne bezahlen, und alles herbei-  
brachte. Man war still geworden am Tische und  
hörte verwundert diesem sonst so schweigsamen  
alten Soldaten zu, der eine lustige oder aufregende  
Geschichte nach der andern erzählte. Mit Ent-  
zücken atmete er ihre Nähe ein, den Duft ihrer  
hellen Haut und den eines billigen, etwas scharfen

Parfüms, das ihm köstlich erschien. Sie war stolz zu sehen, in welche Unkosten sich dieser fremde Herr für sie stürzte, es dauerte keine Stunde, so fühlte er unterm Tisch ihr Bein an dem seinen. Es durchfuhr ihn, daß er den Atem verlor und sich zurücklehnen mußte.

Im ersten Moment, noch unter der Tür, hatte er geglaubt, die Venezianerin Gina zu sehen, an die er gewiß zehn Jahre lang nicht gedacht hatte. Aber die Venezianerin Gina war jetzt schon alt. Die hier war jung, herrlich jung, keine zwanzig. Auch stellte sich die Ähnlichkeit gleich als oberflächlich heraus. Das helle Gesicht hier war nicht so breit, Nase und Mund viel eigenwilliger gezeichnet, auch das Blond war ein andres, ein trockenes Lichtgold. Etwas Verwandtes lag vielleicht in den graugrünen Augen oder vielleicht nur im Blick. Dieser Blick hatte eine sonderbar erregende, messende Kälte, von Güte sprach er nicht.

Es wurde spät. Die Posada war fast schon geleert. Sie standen miteinander auf. Als sie bei der Tür waren, näherte sich der Wirt mit einem fragenden, beinahe drohenden Gesicht. Miguel griff in die Tasche, raffte zusammen, was da klapperte und drückte es ihm in die klebrige Hand, ohne zu wissen, ob es zu wenig war oder zu viel.

Es war eine Septembernacht, und der Mond schien. Wie sie neben ihm herging, sah er, daß sie

kleiner war, als er geglaubt hatte. Sie erschien schlank, aber unter dem alten Schal, in den ihre Büste gewickelt war, ahnte man eine feste und volle Frau. Sie ging mit jener federnden Leichtigkeit, die Wollust verspricht. Als man vor dem schlechten Tor ihres Hauses angelangt war, blieb er vor ihr stehen und umschlang sie. Sie leistete gar keinen Widerstand. Zum erstenmal seit langer Zeit betrauerte er seine Hand. Es schien ihm bitter, nur mit der einen umfassen und streicheln zu können.

Man fand leicht zueinander und verließ einander leicht in diesen Gassen rund um die Lügenbank. Am dritten Tage schon wohnte sie in seiner Kammer am Matute-Platz, eine zweite, noch kleinere, die anstieß, hatte er hinzugemietet. Da der Hausherr Vorauszahlung wollte, schrieb er die beiden ersten Gesänge seiner „Galatea“ ins Reine, eilte damit zu Robles und brachte zehn Taler zurück.

Ana Franca hatte offenbar keinerlei Beziehung zu lösen gehabt, als er sie zu sich nahm. Alles ging rasch und verantwortungslos. Sie war eine von den losgerissenen Kreaturen, die die Männer einander zuwarfen wie bunte Bälle; mit fünfunddreißig war man dann plötzlich alt und erledigt, tat Hehler- und Kupplerdienst oder verkaufte Kram an den Ecken. Die Ana Franca brauchte eine ganze Weile, um zu erkennen, daß hier etwas Ernstliches vorlag, daß einer sie liebte.

Er saß in der Seitenkammer und schnitzte an seinem Roman. Zum Verzweifeln langsam ging diese Arbeit. Da gab es Sätze, die er siebenmal umschrieb. Und mit den Versen war es noch schlimmer. Was er da zusammenreimte, blieb holperig und ohne Melodie. Jedoch ein Dichter war nur, wer Verse zu schreiben wußte. Und also war er kein Dichter. Keine innere Beziehung zu seinem Gegenstand stellte sich ein. Das war auch nicht möglich, und er verlangte es nicht. Er wollte Erfolg haben. Er wollte bezahlt sein. Er träumte von einem gestickten Reifrock für die Ana Franca, von einem Schminkkasten, den sie sich wünschte.

Sie lag nebenan im Bette und knabberte billiges Zuckerwerk. Das war die Existenz, die sie liebte, und darüber hinaus gab es nichts. Ihr war es fast schon zu viel, daß sie gegen Mittag aufstehen, sich notdürftig ankleiden und Rüben, Gewürz und ein wenig Hammelspeck einkaufen mußte, um dann auf der Herdecke irgendetwas zusammenzurühren.

Ihm schien es genug, daß sie da war. Ein nicht zu zähmendes Verlangen riß ihn immer von neuem zu diesem frischen und kernigen Frauenleib, den auch der Müßiggang nicht erschlaffte. Er trank sich nicht satt an ihrem Geruch, der von einer scharfen Süße war. Und der immer fremde und messende Blick dieser graugrünen Augen stachelte ihn zu langer Raserei, die kaum mehr seines Alters war.



Er legte sich nicht die Frage vor, ob dies dauern könne, was einstmals übrig bleiben werde nach dem Begehren. Es würde nicht verebben, dies war ewig. Er hatte die Frau seines Lebens gefunden. Er hielt das Glück.

Ihr armes und enges Gespräch unterhielt ihn wie Weisheit und Witz. Nie fiel es ihm ein, von seiner Beschäftigung zu ihr zu reden. Wochen vergingen, ehe er wußte, ob sie überhaupt lesen konnte. Sie hatte es einmal gelernt und es beinahe wieder vergessen.

Es kümmerte sie nicht im geringsten, was er dort drinnen trieb in der Kammer. Männer schaffen auf irgendeine Art das Geld zur Stelle, das die Frauen verbrauchen. Dieser schrieb mit der ihm verbliebenen Hand.

Anders verhielt es sich mit dem Theater. Das war ein Begriff für sie. Ein halbes Jahr war es her, da hatte sie bei Velázquez auftreten dürfen. Man hatte ihr eine englische Sklavin zu spielen gegeben, vermutlich ihrer blonden Haare wegen. Eigentlich war es kaum eine Rolle. Sie hatte nur halbnackt zu knien gehabt und Geißelhiebe zu empfangen, die eine eifersüchtige Favoritin ihr zudiktierte. Aber diese zehn Bühnenminuten an zwei Abenden hintereinander hatten genügt, um eine dauernde Lüsternheit nach dieser Welt in ihr zu hinterlassen. Theaterspielen hieß: in fremdartigen Gewändern

oder noch besser entblößt da oben agieren, während ein gedrängtes Parterre von Männern die Augen aufriß und stumme Hochzeit mit einem feierte.

Miguel glaubte ihr eine Freude zu machen, wenn er ihr einen Platz auf der vergitterten Galerie erstand. Aber sie kam jedesmal in schlechter Laune zurück und beklagte sich über die frechen Frauenzimmer, die sich nach vorne gedrängt hätten, so daß sie nichts hatte sehen können. Von den Stücken, die da gespielt wurden, wußte sie weniger zu sagen. Und als sich Cervantes eines Abends überwand und sie, nicht ohne eifersüchtiges Herzklopfen im „Wappen von Leon“ dem großen Lope gegenüber setzte, da blieb dieser Berühmte ganz ohne Eindruck auf Ana Franca. Wahrscheinlich dachte sie, daß die lustigen und traurigen Gespräche, die die Schauspieler da oben führten, von ihnen selber zusammengestellt würden. Denn die Komödianten, die in der Kneipe verkehrten, verfolgte ihr Blick mit scheuer Bewunderung, ihre tönenden Stimmen fand sie schön, ihre feierlichen Gesten von großer Vornehmheit. Und öfters tauchte in ihren Reden der Name eines gewissen Alonso Rodriguez auf, der eine Weile im Spielhof zum Kreuz aufgetreten war, aber nun nach Valencia abgegangen. Dieser Rodriguez hatte ihr damals auch die Statistenrolle verschafft, auf die sie als auf den glänzenden Höhepunkt ihres Daseins zurückblickte.

Ein Nachmittag kam und ein Abend, da kehrte Ana Franca nicht nach Hause zurück. Miguel wartete. Er erwartete auch den folgenden Tag, ratlos, trostlos, geschlagen. Es war kein Grund zu ersehen, kein Streit war vorausgegangen. Endlich am dritten Mittag erschien sie, das Gesicht notdürftig hergerichtet, fremden Geruch in den Kleidern. Sie verbitte sich jede Szene, erklärte sie augenblicklich und vorbeugend, dazu besitze er nicht das mindeste Recht. Er biete ihr nichts. Ob das eine Art sei, wie sie herumlaufen müsse. Wozu es taue, da draußen in der Kammer zu hocken und immer mit tintenkleckrigen Fingern ins Bett zu kommen, wenn sie heute, nach vier Monaten, noch kein neues Kleid, keinen Schal, keinen noch so kleinen goldenen Ring aufzuweisen habe. Nein! Er möge jetzt gefälligst seine eine Hand von ihr weglassen.

Es war klar, daß sie nachplapperte. Man hatte ihr eingeheizt, die Mutter vielleicht, eine Freundin, oder ein zufällig aufgetriebener Galan.

Und da fiel Cervantes das Elend an. Er zitterte vor Eifersucht und vor Beschämung, nicht geben zu können. Ihm kam zum Bewußtsein, an wen sein Herz da gefallen war. Aber es war zu spät. Er konnte nicht los. Hier half kein Ruck und kein Schnitt. Und so begann er zu reden. Niemals hätte er gedacht, daß er eines Tages so reden würde. Er drang in sie. Er rüttelte an ihr. Er suchte umsonst

aus dieser verführerischen Form einen Funken zu schlagen. Sie schaute ihn aus ihren messenden Augen verwundert an. Sie verstand garnicht, was er meinte. Endlich zog sie ihn mit geringschätziger Gewährung an ihre feste, weiße Brust. Was konnte er mehr wollen, wovon sonst redete er. Und er, sogleich besiegt und voll Scham, nahm durstig, was sie ihm hinbot.

Als er am andern Tag über dem dritten Buch der „Galatea“ saß, merkte er plötzlich, daß er eine Weile fast ohne Bewußtsein und Kontrolle fortgeschrieben hatte. Eine der üblichen zierlichen Liebesklagen hatte er einfügen wollen. Nun überlas er, was dastand, ein Gemisch aus drängender Prosa und kunstlos stockenden Versen. Eine Liebesklage war es geworden, gewiß, aber eine wirre und wilde, stoßweise hervorbrechend aus verwundeter Brust. Da umgirte kein präziöser Schäfer eine pedantische Nymphe. Da rüttelte und riß ein gefesselter Mann an der dumpfen Materie, im Wahn, sie zu tönendem Leben zu bringen.

Kein Wort war zu brauchen. Das ganze dünne Gewebe seines Romans wäre in Fetzen gegangen. Er zerriß die drei Blätter.

Es war wieder einmal kein Kupferstück mehr im Hause. Er schlich um die Lügenbank, stellte den Kollegen nach, kleinen Literaten, die ehrgeizig waren und Geld hatten, und bot ihnen Lobverse

mit ihrem Namen an, die er unterbringen würde in seinem Werk. Er werde sie mitnehmen in seine Unsterblichkeit, ungläubig und voller Hohn, um fünf Realen zu verdienen. Aber es reichte doch niemals. Mit bedauernder Entschiedenheit lehnte der Buchhändler Robles es ab, neuen Vorschuß zu gewähren. Das sei in des Autors eigenem Interesse, der ja sonst nichts mehr zu erwarten habe, wenn das Buch endlich erscheine.

Da ging Miguel zu seiner Schwester Andrea. Sie lebte mit ihrem Töchterchen in etwas geregelteren Umständen, in zwei reinlichen Zimmern, die ein Mann ihr bezahlte. Sie war ganz stolz auf ihre Häuslichkeit, sah etwas gealtert und ordentlich aus, wie eine kleine Bürgersfrau. Aber Geld war wenig im Haus, der Freund gab ihr nur eben das Nötige und rechnete wöchentlich genau mit ihr ab.

Andrea kniete vor ihrem Schranke nieder und holte tief aus dem untersten Fach mehrere Rollen Stoff hervor. Kniend, mit einem guten Lächeln, hielt sie eine davon auf ihren Armen dem Bruder hin. Es war ein schöner, besonders dauerhafter Taft, das wertvolle Geschenk eines früheren Liebhabers, das sie als eine Art Notreserve verwahrte. Der Genuese Napoleone Lomelin, der auf Pfänder lieh, würde bestimmt zwanzig Dukaten dafür geben, dreißig vielleicht. Er kannte die Rollen; sie waren schon einmal bei ihm gewesen.

Cervantes borgte sich in der Nachbarschaft einen kleinen Zierwagen aus, denn die fünf Ballen waren zum Tragen zu schwer, und fuhr sein Pfand zu dem Kaufmann. „Bringt Ihr's zum Fahnenmachen?“ fragten ihn die Straßenjungen unterwegs, denn der Taft war rotgelb gestreift. Er hätte zu fünfzig kastilischen Bannern gereicht.

Es war neue Wäsche für Ana Franca, die Schulden im Viertel wurden bezahlt, auch die im „Wappen von Leon“, wohin sie sich nicht mehr getraut hatten. Ana Franca war guter Laune. Jener bedenkliche Ausflug wiederholte sich nicht. Es waren für Cervantes Wochen eines armen, kleinen, elenden Glücks.

In der üblichen Weise begann er für sein Buch noch vor dem Erscheinen Reklame zu machen, las daraus vor, ließ Teile in Abschrift zirkulieren und suchte nach einem Gönner in hoher Stellung, der geneigt wäre, die Widmung anzunehmen und später zu honorieren. Er fand ihn, nach manchen Versuchen, in Ascanio Colonna, Abt von Sankt Sophien, aus dem römischen Fürstenhaus, einem etwas zimperlichen Herrn, der hauptsächlich durch die Mitteilung gewonnen wurde, Cervantes habe vor Jahren in der Hofhaltung des verewigten Aquaviva einen Posten innegehabt. Dies müsse, verlangte er, in der Widmung ausdrücklich hervorgehoben werden. Cervantes versprach es.



Als er in der Freude über seinen Erfolg heimkehrte, fand er Ana Franca in kalter Wut. Sie war schwanger.

Ihr Zustand war schon weit vorgeschritten. Beschwerden hatte sie wenig gehabt, auch wohl ihre Augen verschlossen, seit heute herrschte nun Klarheit. Ihr Gefühl war ganz eindeutig: nichts sah sie vor sich als Entstellung, Schmerzen und Last.

Dies steigerte sich. Mit kaum verhohlenem Haß betrachteten ihre graugrünen Augen den Mann, der Urheber dieses Mißgeschicks war, den Einhändigen, den Habenichts, den Papierverderber. Eines Tages kam sie halbtot nach Hause; sie hatte, in so vorgerückter Phase noch, versucht, die Bürde abzutun, und die Heilmittel verschlangen das letzte Geld. Doch sie gesundete. Die Natur bestand darauf, die Unmütterliche zur Mutter zu machen.

Cervantes pflegte sie. Er war von unermüdbarer Sanftmut. Ganz heimlich freute er sich. Da es denn sein sollte, so würden sie heiraten. Vielleicht würde sein Kind ein Sohn. Ein kleiner Sohn, der ihm gehörte, viel mehr als der Mutter. Er würde ihn belehren, ihn formen. Er würde ihm auch die Abenteuer seines Lebens erzählen, die sonst keiner mehr hören wollte, von Don Juan d'Austria, von Dali-Mami, vom König von Algier. Ein kleiner Sohn, das war eine kleine Unsterblichkeit, da er ja von der großen längst nicht mehr träumte.

Aber in den Wochen, die der Geburt vorangingen, packte ihn wieder, so stark wie noch nie, die Angst um das Brot. Solange man einsam schweifte, mochte man arm und verschuldet sein; aber ein bettelnder Familienvater war unter dem Himmel das elendste Geschöpf. Wie nun, wenn der Buchhändler nichts mehr bezahlte. Wenn Colonna noch absprang. Er fürchtete auch die abfällige Mundkritik, die einen Autor zu töten vermochte, vor allem die giftig zustechenden Zungen der Kollegen. Dem mußte vorgebeugt werden. Da kam ihm ein Einfall.. Alle miteinander wollte er ködern. Nicht bloß den einen und andern mit Lob einfangen in seinem Roman, sondern alle auf einmal! Ein ungeheures dampfendes Weihrauchfaß würde er aufstellen für „die ganze spanische Literatur“. Wenn dann jedem einzelnen, noch dem albernsten Reimer, die dicken Schwaden um die Nase zogen, dann würde sie sich zum Grinsen verziehen, und die „Galatea“ war gerettet!

Er machte sich wirklich ans Werk. Mit saurer Mühe stellte er eine Liste zusammen, grub in seinem Gedächtnis nach, ergänzte immer von neuem. Dann ging er ans Reimen. Im letzten, dem sechsten Buch seines Romans, ließ er im Mondschein die Muse Kalliope auftreten und vor versammelten Schäfern und Schäferinnen zur Harfe das Lob der spanischen Dichtkunst singen...

Es wurden einhundertelf Oktaven, 888 gereimte Verszeilen ganz genau. Jeder Autor bekam eine eigene Strophe, jeder dieser Baca, Bivar, Garay und Vargas, dieser Pariente, Romero und Maldonado. Auch der große Lope bekam nicht mehr als die andern. Er wohnte in der einundvierzigsten Strophe. Er hieß nicht einmal „Orpheus“ oder „Neuer Euripides“, an ihm war eher gespart. Vielleicht wollte der arme Lobschreiber das wirkliche Talent durch diese ehrerbietige Nüchternheit auszeichnen.

Das Ganze war beinahe großartig in seiner Gottverlassenheit. Die unwürdigste Waffe in der Hand rannte er gegen Übergewaltiges an, gegen Mißgunst, Bosheit und Dummheit, die über den Weg jedes wahren Menschen ihre riesenhaft wachsenden Schatten werfen.

Unversehens war Ana Francas Stunde herangerückt. Und was Natur so vielen mütterlichen Frauen nur gegen Blutzoll und zerreißende Qualen gewährt, gab sie ihr mit schenkender Hand. Ganz leicht waren die Wehen und kurz. Dann lag neben der kaum Ermatteten ein grüנגeäugtes Geschöpf mit einer adlerhaft gebogenen, kleinen Nase und schrie beinahe nicht. Es war ein Mädchen.

Vier Tage danach wurde es auf den Namen Isabella getauft. Die Mutter war weit genug hergestellt, um selbst in der Kirche zugegen zu sein.

Ihre starre Miene fiel sogar dem Geistlichen auf. Daheim dann mußte Miguel sie erinnern, als es Zeit war, die Kleine zu stillen.

Er war dennoch fröhlicher Laune. Das Erscheinen seines Buches stand bevor, und es schien ihm von glücklicher Vorbedeutung, daß so zwei Geburten beinahe zusammenfielen. Vielleicht war Galatea doch besser, als er zu glauben gewagt hatte, trug seinen Namen ein Stück weit in die Zukunft.

Der Buchhändler Robles erwies sich als ein gewissenhafter Geschäftsmann. Für einen Mittwoch im Mai war das Erscheinen in Aussicht genommen: am Montag bezahlte er den ganzen Rest des Honorars, einhundertsevenundsechzig Taler. Cervantes bekam die Summe in Silber, in einem Leder-säckchen.

Sein erster Gang war zu Andrea. Sie nahm weniger an, als ihr zukam, und umarmte ihn unter freudigen Tränen.

Mit dem stattlichen Rest sieghaft rasselnd trat er bei Ana Franca ein. Sie saß völlig angekleidet auf einem Stuhl und schaute aus ruhigen Augen gerade vor sich hin. Neben ihr auf dem Tisch lag in einem Kissen die kleine Isabella und blickte aus denselben grünen Augen ebenso ernsthaft umher.

Ana Franca nickte nur, als sie das Geld sah. Seine Freude sank. Er warf den Beutel klappernd in die Schublade des Tisches, auf dem das Kind lag.

Am Mittwoch war er schon früh in der Buchhandlung. Noch waren die Exemplare der „Galatea“ nicht da, aber sie mußten jeden Augenblick kommen. Herr Robles erwartete sie mit der fahrenden Post von Alcala, wo sie gedruckt worden waren. Endlich hielt wirklich der Karren vor dem Hause, bis oben vollgepackt mit den Büchern. Alle machten sich an das Ausladen, der Kutscher, zwei Angestellte der Firma, Herr Robles selbst und auch Miguel, soweit er sich nützlich machen konnte mit seiner einen Hand. Der ganze Verkaufsraum füllte sich mit den dicken und schweren Quartbänden.

Dann saß Cervantes mit einem von ihnen im Hinterzimmer des Ladens, einem Bretterschlag nur, und genoß jenes Glück, das jedem Autor bekannt ist. Er genoß es mit schlagendem Herzen, denn dies war im eigentlichen Sinne sein erstes Buch, die früheren Publikationen waren nicht mehr als löschpapierene Hefte gewesen.

Blas de Robles und sein Drucker hatten das Ihre getan. Gutes Papier, ein klares, schönes Druckbild, nicht zu viel Text auf der Seite, Prosa und Vers geschmackvoll voneinander abgesetzt. Auf dem Titelblatt groß das Familienwappen des Gönners Colonna: die Fürstenkrone über dem Säulenschaft, mit der stolzen Devise in schlechtem Latein: „Frangi facilius quam flecti“. Cervantes blätterte in seinem Buch, las ein paar Sätze hier, dort eine Strophe. Er

war zu kleinmütig gewesen... alles war schön! Nur als sich am Ende des Bandes jener „Canto de Calliope“ von selber aufschlug, verweilte er nicht, sondern blätterte hastig zurück.

Er kam nach Hause, sein Buch in den Händen. Ana Franca war nicht da. Eigentümlich leer wirkten die Zimmer. Er blickte sich um. Er öffnete den Schrank. Ana Francas Kleider und Handgerät waren verschwunden. Er öffnete auch die Schublade unter dem Tisch. Die Hälfte des Geldes war fort, genau abgezählt nach Taler und Real. In einer Ecke auf dem Fußboden lag im Kissen die kleine Isabella und blickte aus ihren grünen Augen ernsthaft zu ihm empor.



## STRASSENKREUZUNG

Sieben Stunden war er schon unterwegs, bald auf dem Maultier, bald nebenher. Es ging gegen Mittag. Wenn man ihm in der Stallung gut berichtet hatte, mußte jetzt bald der Weg nach Toledo abzweigen.

Er hatte einen Umweg gemacht, um ein Stück weit die Straße nach Aranjuez zu benützen. Aber das war ein Unsinn gewesen. Denn obgleich der Hof sie fuhr, war auch sie voll tiefer Löcher und so kalkstaubig, daß er auf den Flanken seines Maultiers hätte schreiben können.

Man hatte ihm ein hübsches, kräftiges Tier vermietet, mit ganz ausnehmend langen Ohren, die es im Hinschreiten ausdrucksvoll bewegte, Kopf, Mähne und Schweif mit Troddeln geschmückt und mit Bändern durchflochten, die frühmorgens buntfarbig gewesen waren, jetzt aber alle ein gleichmäßiges Weißgrau angenommen hatten.

Vielleicht hätte er doch in dem Wirtshaus bleiben sollen, um die kühlere Tageszeit abzuwarten. Aber es war eine jammervolle Baracke gewesen, ein nacktes, schadhafes Ziegelloch mit einem kahlen Tisch und drei Schemeln, und die Wirtsleute ein so schmutziges, strolchhaft anmutendes Gesindel, daß er seine sechs Maravedis „fürs Niedersitzen“ im Stich gelassen hatte und weitergezogen war. Nicht jede Unterkunft durfte ihm heute recht sein. Er reiste nicht allein.

Etwas regte sich in dem linken der beiden Tragkörbe, die seitlich vor dem Sattel herniederhingen. Er schlug im Gehen die leinene Überspannung zurück. Ganz niedlich angezogen lag da die kleine Isabella. Sie hob ein wenig das Köpfchen und blinzelte in das weiße Licht.

Sie war der Anlaß zu dieser beschwerlichen Reise. Cervantes brachte sie nach Toledo.

Seit jenem Mittag im Mai, da er sich plötzlich allein mit dem Säugling gefunden hatte, waren noch nicht drei Monate vergangen. Verschwunden blieb Ana Franca. Auf zweifelhaften Umwegen hatte ihn einmal unbestimmte Nachricht erreicht, danach sollte sie in Gesellschaft jenes Rodriguez in andalusischen Städten gesehen worden sein. Das war alles. Das blieb auch alles. Man konnte im weiten, schlecht verwalteten Spanien vorzüglich untertauchen. Jede größere Stadt hatte ihr berüchtigtes Viertel, um das die Polizei einen Bogen machte. Wo überall hätte Cervantes sie suchen sollen? In Valencia um den Olivenmarkt, in den Percheles von Malaga, am Fohlenbrunnen von Cordoba, in Granada bei der Rotunde? Das war aussichtslos. Noch aussichtsloser war, sie zurückzugewinnen, wenn er sie fand. Am aussichtslosesten, mit ihr zu leben.

Er hatte allmählich Übung darin, die Zähne zusammenzubeißen. Es war sogar nicht ohne Humor,

so allein dazustehen mit einem Wickelkind im Arm. Er fand eine Amme. Isabella gedieh. Als aber die Bäuerin merkte, daß dieser Hidalgo an seinem Töchterchen hing, begann sie unverschämt zu fordern.

Andrea bot sich an. Sie werde das Kind mit der Flasche großziehen. Es lägen von ihrer eigenen Kleinen her noch Kleidchen und Wäsche im Schrank.

Aber das wollte er nicht. Er liebte die arme Andrea, und Vorurteile waren ihm fern, und ihren Taft hatte er auch versetzt. Aber dies wollte er nicht. Andrea begriff, unter Tränen, die immer locker bei ihr saßen.

Da war, sehr gelegen, Nachricht aus Toledo gekommen. Die Mutter schrieb. „Bring das Kleine zu mir her, mein Miguel“, schrieb sie, „es wird mich an die vergangene Zeit erinnern, da Du selber klein warst und ungebärdig. Auch aus einem andern Grunde wäre es gut, wenn Du kämest. Es könnte von günstiger Wichtigkeit für Dein Leben sein.“

Das klang verheißend. Eine „günstige Wichtigkeit“ konnte er wahrlich gebrauchen. Die „Galatea“ hatte geringen Erfolg gehabt, gerade in diesem Jahr kaufte das Publikum wieder mehr Ritterbücher als Schäferromane. Der Gönner Colonna hatte sich auch als ziemlich schäbig erwiesen. Miguels Geld ging zu Ende.

Er hatte sich mit seinem Letzten ein Reittier

gemietet, hatte in den linken Sattelkorb Isabellt, in den rechten einen Schlauch mit Milch und einen mit Wein, dazu Brot und Käse gepackt und war um vier Uhr morgens von Madrid aufgebrochen.

Da war nun die Kreuzung. Rechts ging es ab nach Toledo. Man konnte den schlechten Weg weithin verfolgen über die schattenlose, gewellte Fläche hinweg. Sieben, acht Stunden Reise lagen noch vor Cervantes. Es war, um mutlos zu werden.

An der Kreuzung stand eine einzelne, vom Sturm schräg gekämmte Pinie, die einen dünnen Schatten warf. Er machte halt und nahm behutsam die Tragkörbe herunter. Das befreite Maultier machte sich sogleich daran, die verbrannten Gräser zu rupfen. Die staubigen Troddeln und Bänder fielen dem Tier über seine dunklen, feurig schiehenden Augen.

Cervantes nahm Isabella auf den Schoß, stützte ihr Köpfchen mit seinem Handstumpf und gab ihr Milch. In langen, ruhigen Zügen trank das Kind. Es hatte ein merkwürdig fertiges Gesicht, das aber nicht hübsch zu heißen war. Allzu hart stieß das mütterliche Element mit dem väterlichen zusammen. Die runden, grünen Augen, die sehr nahe neben dem kräftig gebogenen Näschen lagen, gaben dem kleinen Gesicht etwas Vogelhaftes, das beinahe unheimlich wirkte.

Isabella schmatzte befriedigt, als sie getrunken

hatte. Cervantes legte sie in ihr Kissen zurück und bettete sie an die kühlste Stelle. Dann hing er dem Maultier den Futtersack um.

Er wollte sich auch selber ein wenig stärken. Aber er war zu müde dazu. Er setzte sich nieder und lehnte den Kopf an den rissigen Stamm.

Es war eine harte und starre Landschaft, über die sein entfremdeter Blick ging. Fahl, eintönig alles, von einem gnadenlosen Sommer die Erde zerrissen und zerklüftet. Hier sengte die Sonne wie über afrikanischen Steppen, hier raste Eissturm fünf Monate lang. Kein freundlicher Übergang, nichts von Milde und Güte, nur ein Äußerstes kannte dies Land. Selten, geduckt, ein Lehmziegelhaus, selten ein nährendes Feld, im Juni schon abgeerntet. Piniengruppen manchmal, mit schief liegenden niedrigen Stämmchen. Dürre Flecken am Boden von Spartkraut, Salzkraut und Glaskraut, wie Flecken einer zehrenden Krankheit.

Dies war Kastiliens verbranntes Herz. Kastilien war von Spanien das Innerste. Vielleicht war der Kreuzweg hier zwischen Toledo, Aranjuez und Madrid genau Spaniens Mitte. Um Spanien aber kreiste die Welt. Er saß hier mit seinem Kinde im unerbittlichen Herzen der Welt.

Der glühende Mittag drückte ihm die Lider zu.

Unbestimmtes, gleichmäßiges Geräusch drang in seinen Halbschlaf, ein leierndes Summen, das sich

zu nähern schien. Hundert Schritte entfernt, nach Aranjuez zu, hob sich die Straße ein wenig und ging über einen staubigen Hügel. Von dorthier kam es. Und schon zeigte sich auch, herübertauchend über die Welle, eine farbige Spitze.

Es war auf hohem Grauschimmel ein Wappenherold, der das rotgelbe Banner trug. Über sein schönes Gesicht unter der hängenden Samtkappe lief in glänzenden Strömen der Schweiß. Von seinen Schultern hing steif und viereckig ein bunter Brokatüberhang, darauf in schräger Anordnung zweimal der Löwe von Leon und zweimal der kastilianische Turm golden hervortraten. Er hielt sein Pferd im langsamsten Schritt. Denn hinter ihm kamen nur Fußgänger. Mönche zuerst, sechs an der Zahl, barfuß und barhaupt, jeder das Kreuz in den Händen, im Singsang ausharrend auf ihrem glühenden Wege. Und dann kam die Sänfte.

Sie war einfach ein lederbezogener Tragstuhl mit einer leinenen Plane darüber als Schutz; vier Diener trugen sie. Mönche schritten auch wieder zu ihren Seiten, ihre betenden Gestalten hielten ein wenig den Staub von dem, der hier reiste. Ablösungsbereites Gesinde folgte. Ein Pikett von Gewaffneten machte den Schluß.

Cervantes hatte sich auf ein Knie niedergelassen und erwartete so den Zug. Deutlich sah er, mit welcher Vorsicht die tragenden Diener verfahren:



behutsam, immer den Blick auf dem löcherigen Boden, setzten sie ihre Füße und preßten die Lippen zusammen vor Konzentration.

Bei der Kreuzung, unmittelbar vor Cervantes, hielten sie an. Ohne daß ein Kommando zu hören war, vielleicht auf ein Zeichen des Herolds, setzten sie sacht den Tragstuhl zu Boden, traten zurück und ließen der Ablösung ihren Platz. Die Litanei der Barfüßer dauerte fort. Der auf dem Tragstuhl schlummerte und erwachte nicht.

Cervantes hätte nicht gedacht, daß er ein Greis sei. Der Bart, den er ziemlich lang trug, war schon ganz weiß, krankhaft entfärbt das Gesicht, die geschlossenen Lider wie vom Weinen gerötet. Sein linkes Bein, in schwarzem Strumpf und Schuh, hing herunter, das rechte aber, das wohl gichtkrank war, lag dick umwickelt gerade vor ihm ausgestreckt. Sonst war er an diesem brennheißen Reisetag angekleidet wie für den Staatsrat, schwarz war die Seidenmantille über dem schwarzen Samtrock, schwarz der sehr hohe, randlose Zylinder aus geripptem Filz, der gerade und steif auf dem wächsernen Haupte saß. So wurde der, dessen Antlitz er oft vergeblich gesucht hatte, schlafend vor Miguel Cervantes hingestellt.

Der Aufenthalt dauerte nur einen Augenblick. Schon hoben, mit einer gleichmäßigen, festen und sanften Bewegung, vier neue Träger die Sänfte.

Das Pferd des Wappenherolds griff langsam aus. Ein leises Scheppern und Klirren ward hörbar, als am Ende die Gewaffneten vorüberschritten. Auf den knienden Landfahrer unter dem Baum hatte niemand geachtet.

Da aber schrie Isabella. Sie hatte in ihrem Kissen den Kopf etwas aufgerichtet und stieß ein kreischendes Gejammer aus. Sie schrie sonst beinahe niemals. Dies war ein Anfall. Schon war das kleine Gesicht rot angelaufen, sie riß den Mund auf, man sah ihren rosigen Rachen.

Er wollte sie aufnehmen, sie beschwichtigen. Aber ihr ganzer kleiner Körper bäumte sich und machte sich steif, mit einer Kraft, die erschreckend war. Wie außer sich, völlig verzweifelt, brüllte sie hinter dem Königszug her, der sich in einer weißen Staubwolke betend und waffenklirrend entfernte.

## DAS DORF IN DER MANCHA

Er sollte verheiratet werden. Das war die „günstige Wichtigkeit“.

Der Vater, der seine verschämte Heilkunst weitertrieb, hatte zweimal einem Geistlichen zur Ader gelassen, der aus einem unfernen Dorfe der Mancha nach Toledo gekommen war. Der schlagflüssige Herr fühlte sich wirklich erleichtert und war voller Lob. Das nächste Mal kam er als guter Bekannter und brachte, außer Wein und zwei Hühnern, auch seine junge Nichte mit, ein noch nicht großjähriges Bauernfräulein, das auf den Namen Catalina de Salazar y Palacios hörte. Sie war ein großes, etwas plump gewachsenes Mädchen, über dessen regelmäßigem und leerem Gesicht eine schwere Fülle von glänzend schwarzem Haar lastete. Ihr Vater war tot, die Mutter verließ niemals ihr Dorf Esquivias.

Auch sie selber war zum erstenmal in der Stadt und sah mit einem etwas dumpfen Erstaunen die maurisch verschlungene Gassenwelt, die Paläste, Türme, Kirchen und Brücken der alten Residenz. Mit dem Onkel saß sie am Abend in dem sauberen kleinen Innenhof bei den Eltern Cervantes. Die wohnten hier weit besser als in Madrid, in einem Häuschen am „Gemüsemarkt“, gleich hinter der Kathedrale. Die Mieten waren billig in dieser tausendjährigen Stadt gotischer, arabischer, kastilischer Herrscher, die sich langsam schon zu entvölkern

begann. Auch hatte der Vater mit seinen Kuren mehrmals Glück gehabt. Er hielt sich jetzt für einen großen Arzt. Über die Krankheit jedoch, an der er selber litt, eine rasch ansteigende Wassersucht, schien er sich nicht im klaren zu sein. Mit kreischender Stimme verkündete er große Zukunftspläne.

Er war es auch, der dem Pfarrer von Esquivias und dem Fräulein von seinen Söhnen erzählte, von dem braven Offizier Rodrigo, der jetzt unter dem Herzog von Parma gegen die flandrischen Ketzer focht, vor allem aber von seinem Ältesten. Dessen Kriegstaten und heroische Leiden darzustellen, war er von seinen Bittgängen her geübt; mit Vergnügen sah er die gläubige Bewunderung seiner Zuhörer. Besonders Fräulein Catalina lauschte mit offenem Mund. Die Welt ihrer Lieblingsbücher schien ihr endlich fleischliche Gestalt zu gewinnen. Denn vom berühmten „Amadis von Gallien“ über die Geschichte seines Sohnes Esplandian, Kaisers von Konstantinopel, bis zu der seiner Enkel, Urenkel und Urgroßneffen, hatte sie diese ganze Ritternatur verschlungen und in ihrem armen Kopf einen Turmbau unsäglich Wunder, übermenschlicher Tapferkeit und Keuschheit aufgerichtet, dem in ihrem täglichen Dorfverkehr wahrhaftig gar nichts entsprach.

Der alte Cervantes hatte wahrscheinlich ganz ohne Absicht ins Blaue hinein renommiert. Die

schweigsame Mutter jedoch dachte weiter, als sie in den Augen des Landfräuleins ein staunendes Interesse an ihrem Ältesten aufflackern und wachsen sah.

Sie nahm den geistlichen Herrn ein wenig beiseite. Es war offenbar: eine Heirat lag nicht aus der Möglichkeit. Vielleicht sogar hatte man vage an dergleichen gedacht, als man Doña Catalina zum erstenmal in die Stadt reisen ließ. Schließlich, sie hatte das Alter, und, wie jedermann sehen konnte, alle Vorzüge, um einen Mann zu beglücken. Die Familie war gut, ausgezeichnet sogar, bei den Salazars wie bei den Palacios Generationen weit kein Tropfen maurisches oder Judenblut. — Dies war schätzbar, gewiß, Miguels fromme Mutter war die Letzte, es nicht anzuerkennen. Aber wie es denn im Greifbaren stand? Helden pflegen in dieser Welt nicht reich zu werden. Auch ihr Sohn war nicht reich. Die Verdienste und Vorzüge, die er mitbrachte — seine glorreiche Verstümmelung gehörte dazu — wollten aufgewogen sein. Ein Held hat Anspruch auf etwas Wohlstand und Wohlbehagen. — Auch in diesem Punkt konnte der Onkel beruhigen. Doña Catalina war das einzige Kind, war Erbin eines hübschen Grundstücks mit anständigem Haus, Obst- und Olivengarten, drei Joch Acker dazu, sehr gutem Hausrat, 18 Ziegen auch, 45 Hennen und einem Hahn. Es war alles

vorhanden, um glücklich zu sein. Wenn man den Gesamtwert des Erbguts bescheiden anschlug, tausend Golddukatn erreichte er immer.

Miguel Cervantes war mürbe. Er hatte sich vor dem Ausgefragtwerden gefürchtet, als er kam, und saß nun dankbar und müde in dem kleinen Hof, unweit der Mutter, die sein Kind neben sich hatte. Mit keinem Wort hatte sie nach Ana Franca gefragt, mit keinem Wort übrigens auch behauptet, daß das Enkelkind ihr gefalle. Mit einer sachlichen Sorgsamkeit hatte sie sich gleich seiner angenommen. Eine Nachbarsfrau hatte ihr eine Wiege geborgt, die hielt sie mit dem Fuß in sanfter Bewegung.

Sie begann zu reden. Miguel hörte zu. Er war mürbe. Wenn dieses Mädchen nur kein Abscheu war und kein Teufel, würde er unterkriechen. Es war ja doch alles umsonst. Während die Mutter von Haus und Hausrat erzählte, gedachte er seines „Sangs der Kalliope“, dieser verzweifelten Huldigung vor der gesamten Literatur, dieser gunstheischenden Erniedrigung in Bausch und Bogen. Gar nichts hatte das alles genützt. Man wollte ihn nicht. Er war am Ende. Das Dorf in der Mancha, schweigsame Bauern, die von Madrider Erfolg oder Mißerfolg nichts wußten, Ölgarten und Acker, eine einfache Frau als Gefährtin, es verlockte ihn fast. Vielleicht ließ sie ihn Ana Franca vergessen, die



ihm immer noch schlimm im Blute saß. Er sagte nicht nein.

Er ritt hinüber, sich vorzustellen. Als er ankam, ging es gegen den Abend, und das kahle Esquivias präsentierte sich leidlich im sinkenden Licht. Er fand alles etwas bescheidener als es ihm dargestellt worden; aber Catalina mißfiel ihm nicht. Nach den Erfahrungen, die er gemacht, übte ihre verschwärmte und etwas törichte Unschuld eine freundliche Anziehung auf ihn aus.

Sie von ihrer Seite sah ihn wohl nicht recht. Er hätte noch schwächer und weniger glänzend sein können, er war der tapfere, edle Weltfahrer für sie, hervorgestiegen aus einem ihrer Romane. Aber ein gleiches Vorurteil umschleierte keineswegs die Augen der Mutter, Señora de Palacois. Zwischen ihr und Miguel herrschte Abneigung vom ersten Blick an. Sie war eine stattliche Frau seines eigenen Alters, von steifer Haltung. Man sah ihr die Kirchenfrömmigkeit an, und ihr schmaler Mund mit den nach innen gezogenen Lippen verriet Habgier.

Die Salazar und die Palacios waren Landedelleute der geringsten Sorte, von den Bauern kaum durch anderes unterschieden als durch ihren Dünkel. Drei Knechte und eine Magd saßen an einem zweiten Tisch. Nach dem Gebet erschien eilig schnaufend auch der geistliche Onkel und begrüßte gutmütig den Freier.

Stockend ging das Gespräch. Miguel fühlte, daß er hätte erzählen sollen, aber unter dem abschätzenden Blick der Hausfrau verging ihm das Wort. Nur einmal, zu seinem eigenen Erstaunen, tauchte er weit in seine Erinnerung zurück und berichtete vom sanften Kardinal Aquaviva und dem Kanonikus Fumagalli. Das tat er, um den Oheim zu unterhalten. Er war glücklich, als Hammelsuppe, Käse und Dankgebet hinter ihm lagen.

Man ließ ihn mit Catalina ein wenig allein. Mit einer Kopfbewegung von geheimnisvollem Stolz winkte sie ihn nach der Ecke, wo ihre Schätze aufgereiht standen, dreißig oder vierzig zerlesene Bände, alle die Amadis, Felixmarte und Clarian, deren Turnieren und Drachensiegen er Catalinas keimende Neigung verdankte.

Zwei Wochen später wurde der Besuch erwidert. Señora de Palacios erschien mit Tochter und geistlichem Bruder in dem Häuschen am Gemüsemarkt.

Der alte Cervantes war bettlägerig. Mit großer Mühe erhob er sich, geschwollenen Leibes und schon gezeichnet im abgemagerten Gesicht, und begrüßte schreiend die Gäste. Aber bald entstand Unfriede, ja Skandal. Denn Miguel Cervantes erschien mit der kleinen Isabella im Arm, die seine Mutter weislich hatte verbergen wollen, und erklärte unmißverständlich, dieses Töchterchen bringe er mit in die Ehe.

Frau Palacios schien augenblicks aufbrechen zu wollen. Wahrscheinlich war ihr der Vorwand willkommen. Mit Anstrengung beschwichtigte man sie. Ihr Bruder, seinem Stande zum Trotz, nahm die Überraschung weit menschenfreundlicher auf. Catalina selbst war errötet. Wortlos beugte sie sich über das grünäugige Geschöpf. Wer mochte sagen, was hinter ihrer unbeschriebenen Stirne vorging. Womöglich hielt sie das kleine, unheimliche Mädchen für das Kind irgendeiner Fee oder Prinzessin.

Man schied in bedeutendem Unbehagen, und nichts war beschlossen. Die Mutter schüttelte den Kopf. Sie verstand ihren Sohn nicht. Was hinderte denn, daß sie selber ihr Enkelkind großzog? Die Zeit war leider nahe, wo sie für niemand mehr zu sorgen haben würde.

Aber Miguel blieb eigensinnig. Ohne Isabella keine Ehe, es war darüber kein Wort zu verlieren. Er hatte nun einmal die Frau geliebt, die so unwürdig davongegangen war. Was ihm blieb von ihr, dies lautlose unschöne Geschöpf, wollte er unter seinen Augen bewahren.

Er kehrte zurück nach Madrid. Nachricht würde ihn bei Andrea erreichen. Er hatte noch viel zu ordnen in Madrid!

Er hatte gar nichts zu ordnen. Er hatte auch nicht zu leben. Er mied die „Lügenbank“. Nach dem Mißerfolg seines Buches scheute er den Um-

gang mit den Kollegen. Es ist ein schwer erträgliches Gefühl, sich umsonst gedemütigt zu haben. Das „Wappen von Leon“ betrat er nie. In noch bescheidenerer Schenke saß er manchmal mit einem Violinspieler namens Guzman zusammen oder mit einem Theatermaler, der Covarubbias hieß. Eine feste Wohnung besaß er nicht, er nächtigte, wo der Zufall es gab. Als Kopist, als Briefträger zwischen Verliebten, als Stellenvermittler verdiente sich der Held von Lepanto und Algier manchmal ein paar Realen.

Dann, Ende November, kam ein Brief von der Mutter. Es war alles geregelt. Catalina war fest geblieben. Am zweiten Sonntag im Advent sollte die Hochzeit stattfinden.

Auf einem Esel ritt er die vereiste Straße nach Toledo. Ohne Umweg reiste er diesmal. Da ihm das kleine Tier leid tat, stieg er bald ab und zog es am Halfter hinter sich her.

In der kahlen, kleinen Kirche von Esquivias gab der Pfarrer und Oheim die Verlobten zusammen. Der Dezembersturm piff durch die Tür, die nicht schloß, und es war so dunkel, daß vom Altarbild, das eine Himmelfahrt darstellte, nichts erkennbar blieb als die durchleuchteten Wolken zu Häupten der Jungfrau.

Niemand sonst war zugegen von beiden Familien. Miguels Mutter nicht, weil sie sich nicht ge-

traute, ihren schwerkranken Mann allein zu lassen. Die Brautmutter nicht aus Protest. Wenn sie die hundert Schritte zur Kirche hinüber sich sparte, dann mußte es jedermann deutlich sein, wie sehr diese Heirat gegen ihren Verstand und Willen geschah. Aber es kümmerte sich niemand darum, man war nicht neugierig in den Dörfern der Mancha.

Als Trauzeugen fungierten drei ernste Bauern, von denen Cervantes nur einen kannte. In den Bänken des Hintergrunds knieten ein paar alte Weiber, das war seine Hochzeitsgemeinde.

Die Braut schlug ihren obersten Rock über den Kopf, als man die Kirche verließ. Den halben Weg gingen sie beide rückwärts, zum Schutz gegen den tobenden Sturm. Zu Hause gab es kein Mahl. Frau Palacios hatte sich eingeschlossen. Miguel und Catalina versorgten das Kind, nahmen von einem kargen Imbiß, der dastand, und mochten einander gehören.

Es stand nun ein Feind auf gegen Miguel Cervantes, furchtbarer als fanatische Türken und blutlüsterne Renegaten. Ein laut- und gestaltloser Feind, gegen den keine Waffe zur Hand war: Langeweile.

Er fand sie in den Armen Catalinas. In ihrer ersten Umarmung erschrak er. Denn wenn dieses Band nicht geknüpft werden konnte, wie würde ein Leben möglich sein, darin einer so völlig auf

den andern verwiesen war. Jetzt an ihrer Brust erst kam es ihm völlig zu Bewußtsein: dies große Mädchen, von dem er nichts wußte, als daß sie kindische Bücher las, war von nun an seine ganze Welt. Mit angstvoller Zärtlichkeit, mit allen wissenden Künsten, suchte er den Weg zu ihrer Empfindung. Aber hier lag vermutlich der Irrtum. Der Landfahrer, der durch viele Abenteuer gegangen, dessen Sinne verwöhnt waren, begriff nicht die einfache, ganz unerschlossene Natur dieses Landmädchens, das halb so alt war wie er selbst. Er begann zu fragen, zögernd und tastend, er klagte sich an. Sie blieb freundlich. Sie konnte nicht antworten. Und als diese Kämpfe vorüber waren, von denen wahrscheinlich nur er allein wußte, blieb eben Langeweile zurück, Langeweile Leibes und der Seele.

Er fand sie überall. Langeweile, formlos brauende, allgegenwärtige, wurde sein Dasein. Er kleidete sich am Morgen an, und eigentlich war nun sein Tagewerk schon aus. Er schaute auf die Dorfstraße hinaus, auf der fast niemals ein Mensch sich zeigte. Ging man hier zweihundert Schritte weiter, so stand man am Ende, und draußen war es die Mancha. Endloses, flaches, kaum gewelltes Land, darüber eisiger Sturm blies. Der Blick hing sich an acht oder zehn Mühlen, die den Horizont umstellten, runde Windmühlen mit spitzem Dach, deren stillgelegte Flügel in den Scharnieren ächzten.



Hatte man das einmal gesehen, so kannte man es für immer. Und auch die Dorfstraße kannte man für immer, ihre schmutzigen Rinnen im vorherrschenden Schnee, die dieselben sein würden in allen künftigen Wintern, ihre weißen, niedrigen Hütten ohne Fenster.

Nur das Haus der Salazar y Palacios, in dem er wohnte, hatte ein Fenster nach vorn. Es hatte auch eine Art Giebel und ein Hoftor aus siebartig geschnitztem Holz, neben dem rechts und links veräste Maiskolben niederhingen. Dafür eben waren sie Hidalgos. Auch er selber war ein Hidalgo und Doña Catalinas Mann. Er durfte nichts arbeiten im Hause. Dafür waren die Dienstleute da. Aber hätte er ihnen Aufträge erteilt, sie wären schwerlich befolgt worden. Ihre Brotherrin war Frau de Palacios. Es war ein Irrtum gewesen zu meinen, er werde etwas besitzen. Vielleicht hätte er darauf bestehen sollen, vor einem Notar diese Fragen zu regeln. Er hatte nicht darauf bestanden. Er war nur sterbensmüde gewesen und darein ergeben, unterzukriechen. Dafür saß er jetzt am Hildalgofenster und wußte, daß aus der Hütte links gegenüber um zehn Uhr die Alte herauskommen würde, um fünf Häuser entfernt sich ihr Gerstenbrot abzuholen, daß aber die Hütte rechts immer verschlossen blieb bis zur Stunde des abendlichen Kirchgangs.

Die Frauen seines eigenen Hauses hingegen

gingen täglich zweimal zur Kirche. Einige Male begleitete er sie, dann ließ er's, aus Scham und aus Langeweile. Der Reverendo Palacios, nachsichtiger als seine Schwester, nahm ihm dies Erlahmen keineswegs übel. „Ein Mann wie Ihr, Neffe, hat das nicht nötig vor Gott“, sagte er mit Zuvorkommenheit. Und es war so weit mit Cervantes, daß ihm dies Wort eines unwissenden Dorfpfarrers balsamisch ins Herz fiel.

Ein Mann wie Ihr! Als ein Unnützer und Geduldeter saß er in der gemeinsamen Wohnstube herum, die allein geheizt war. Frau Palacios ging ab und zu, wachte über die Küche und über das Kleinvieh. Ihre trockene Stimme schalt draußen mit dem Gesinde. Dann wieder nahm sie beim Ofen Platz, spann oder strickte wie Catalina. Und beide sorgten sie für das Kind.

Denn dies war Cervantes' Trost, und er hatte es nicht zu hoffen gewagt: Mutter und Tochter liebten die kleine, häßliche Isabella. Es war für beide wie eine gleichzeitige Mutterschaft, Hauptinhalt ihrer Gespräche. Er, der diese grünäugige Mitgift ins Haus gebracht, war dabei ausgeschaltet, daß er der Vater war, beinahe vergessen. Selten einmal, schüchtern, trat er an die Wiege heran und versuchte es mit den ungeschickten Liebkosungen und Schmeichelworten der Männer. Dann war es ihm, als ob ihn sein Kind mit Abneigung betrachte. Ver-

mutlich war dem Geschöpfchen nur sein härtiges Angesicht ungewohnt; er aber sah in Ana Francas grünen Augen Ana Francas Mißachtung und Zorn. Ja, auch die hatte er nicht zu gewinnen vermocht, das Sinneswesen so wenig wie die unerschlossene Catalina.

Denn von ihrer Neigung, die sie so hartnäckig auf dieser Ehe hatte bestehen lassen, war nicht mehr viel übrig. Sie hielt auch Miguel nicht mehr für einen zweiten Florimon oder Olivante. Es war ihr sogar nur oberflächlich ins Bewußtsein gedrungen, daß sie nun eine verheiratete Frau sei. Es war ja auch so wenig verändert! Sie saß unter der Obhut der Mutter wie ehemals. Der schwächliche Mann mit der einen Hand, dessen Lieblingsplatz das Fenster war, vor dem es nichts zu sehen gab, störte nicht sehr.

Niemand nötigte ihn, zu Hause zu bleiben. Aber wohin hätte er gehen sollen. Die Gespräche mit dem geistlichen Herrn waren bald erschöpft; immer früher kehrte Miguel von seinen Besuchen dort heim. Um fünf Uhr wurde es Nacht. Ein einziges Öllämpchen war angezündet, außer dem, das vor dem Marienbild brannte.

Er suchte das Wirtshaus auf. Es war eines von der bescheidensten Sorte, zu trinken gab es nichts als einen mäßigen Wein aus der Gegend. Der Wirt aber, ein ruhig verständiger Mann, unterschied sich

angenehm von jenen Beutelschneidern an den großen Straßen, deren tückische Geldgier die Reisenden fürchteten. Von seinem Schlage waren auch die Bauern von Esquivias, die sich um seinen Tisch her versammelten. Cervantes kam es mit einem Mal zum Bewußtsein, daß er manche Stände in Spanien gekannt hatte: Soldaten, Beamte, Priester, Gelehrte, ein wenig den Hof und den Adel, aber nichts vom spanischen Volk. Das hatte keine Stimme. Man trat es wie die Erde, über die es gebückt stand.

Er hatte in anderen Ländern Bauersleute gesehen. So aber waren sie nicht gewesen wie diese, die im dunkeln Kittel, gegürtet mit einem Strick, auf ihren ungegerbten Schuhen hier zur niedrigen Türe hereintraten. So felsig umrissene Gesichter hatten sie nicht gehabt, auch diese große Haltung von Freien nicht, nicht diesen Klang der Wahrheit auf der wenig gelenken Zunge.

Sein Erscheinen erweckte erst Unbehagen. Nie war das geschehen. Ein „Sohn von jemand Rechem“ setzte sich nicht unter Bauern. Einige verspürten Mißtrauen, alle warteten ab, mit einer zurückhaltenden, ernstesten Höflichkeit. Cervantes kam wieder, saß unter ihnen, trank seinen Becher. Keiner deutete an, er ahne auch nur, was ihn hertrieb an ihren Weintisch. Das Mißtrauen schwand. Sie sprachen wie je von ihren Geschäften, mit langen

Pausen dazwischen. Vom schlechten Markt, davon, daß in den Städten ein Hühnerei mit vier Maravedis bezahlt werde, während ihnen selbst nicht mehr verblieb als ein halber. Nein, es blieb ihnen nichts! Von dem Goldstrom, der sich durch Spanien ergoß, netzte sie nicht der letzte Tropfen. Niemand dachte für sie, sie waren verlacht und verachtet. Einst war es anders gewesen, zur Zeit der Großväter. Damals war der Bauer frei, er wählte selbst seine Bürgermeister, ihm gehörte das Land, und es gab ein Recht für ihn. Heute gehörten drei Viertel der Mancha zwei vornehmen Herzögen, die um den König lebten. Ihre Beamten und Einnehmer preßten die Bauernschaft. Wer dem Namen nach noch ein Gütchen besaß, der erlag unter Steuern, Abgaben, Zinsen.

Dies alles vernahm Cervantes. Längst sprachen sie vor ihm wie vor ihresgleichen. Er blickte ihnen auf die gemeißelten Brauen und dachte, daß ein wahrhaft adeliger Adel, ein Fürst mit freiem, unverstelltem Gemüt, aus diesem Volk das herrlichste der Erde hätte bilden können..

Sie wußten jetzt gut Bescheid über ihn, hatten gehört, was sein Handstumpf bedeutete, und einiges noch dazu. Es gefiel ihnen, daß er nicht prahlte. Ihm tat es wohl, unter diesen zu sitzen. Nie trank er einen zweiten Becher, aus Sorge, daheim um Taschengeld bitten zu müssen. Das wenigstens

wollte er nicht. Er erlangte an diesem ungestrichenen Tisch ein wenig zurück von Freude und Sicherheit. Hatte man ihn denn nicht immer gern gehabt, wenn er irgendwo in der Welt unter wirklichen Männern saß. Da gehörte er hin.

Übrigens waren ein paar in der Gesellschaft, die sich von der ernsten, gemessenen Mehrzahl unterhaltlich abhoben. Gutmütige, behagliche Burschen, obwohl von den ärmsten, Spaßmacher, Geschichtenerzähler. Es war nicht vom feinsten Geist, was sie vorbrachten. Aber lieber war es ihm immer noch als der Kulissen- und Poetenklatsch im „Wappen von Leon“.

Lieber auch, er gestand es sich ein, als die Unterhaltungen, die ihn zu Hause erwarteten.

Seit Jahren pflegte Frau Palacios ihrer Tochter zweimal wöchentlich vorzulesen, und zwar unveränderlich aus demselben Buch, dem Hausschatz, auf den sie schwur: aus der „Vollkommenen Ehefrau“ des Augustiners Luis de Leon. Diese Gewohnheit, die mit der Hochzeit eine Unterbrechung erfahren, hatte sie neuerdings wieder aufgenommen, so als wollte sie dartun, daß sie diese Ehe als bedeutungslos und Catalina noch immer als ein bildungsbedürftiges junges Mädchen betrachte. Übrigens war das Buch, das in Briefform abgefaßt war, wirklich vortrefflich, voller Kenntnis des weiblichen Herzens und jeden häuslichen Geschäfts.



Aber es zeigte sich leider, daß Frau Palacios immer die gleichen Kapitel bevorzugte. Auf gewisse Kernsätze des Augustiners kam es ihr an, mit denen sie jedesmal schloß: Warnungen vor auffallendem Putz und übermäßigem Schminken, vor Liebeskorrespondenz, heimlich im Busen verwahrten Gedichtchen, vor allem aber und immer wieder vor dem hochbedenklichen Lesen der Ritterbücher.

Das fand sie vielleicht jetzt besonders am Platz, nachdem diese Narrheit ihr einen so fragwürdigen Schwiegersohn ins Haus geführt hatte.

Aber hier endete ihr Einfluß. Catalina lebte und webte weiter in ihrer Welt. Die Reihe ihrer Ritterromane verlängerte sich. Jeden der fliegenden Händler, die mit ihren Eselkarren die Mancha durchzogen, fragte sie gierig danach, und beinahe jeder zog unter Stoffen und Schals irgend ein neues derartiges Produkt hervor.

Wieder einmal, an einem Sonntag im Frühjahr, fand Cervantes sie über einem jüngst erstandenen Band. Dieser sei nun, erklärte sie mit brennenden Backen, seit langer Zeit der schönste und glänzendste. Er habe aber auch den Lieblingsenkelsohn des großen Palmerin von Oliva zum Helden, und sie müsse gestehen, daß vor seinen Taten und seinem Edelsinn selbst die seines Ahnherrn verblaßten.

Miguel nahm ihr schweigend das Buch aus der

Hand. Er wußte längst, wie ernst sie das alles nahm. Hier ging es nicht um spielerische Unterhaltung. Sie hielt diese ganze Welt für genau so bewiesen wie die, die sie mit Händen griff. Diese götterähnlichen Ritter in goldenem Harnisch, diese unsäglich holden Prinzessinnen, keusch wie Eis, sie *lebten* wirklich für Catalina. Sie lebten für hunderttausend Catalinas im Lande. Dies Gefasel von Riesen und Drachen, Schutzgeistern, Hexenmeistern und gütigen Feen, von Flügelrossen, Flügellöwen, Palästen aus Kristall, schwimmenden Inseln und brennenden Seen, war ihrer aller tägliche Nahrung. Die Phantasie eines ganzen Volkes griff nach dem Unmöglichen.

Cervantes blätterte in dem Band. Ein Brodem von Irrsinn schlug ihm entgegen.

„Das gefällt dir wirklich, Catalina?“ fragte er endlich. „Du siehst nicht, daß einer von diesen Schmierern immer vom vorigen abschreibt und nur versucht, ihn durch neuen Aberwitz zu übertrumpfen?“

„Du bist bloß neidisch!“

„Warum? Meinst du, ich bräuchte es nicht fertig, dergleichen zusammenzuphantasieren?“ Und er dachte flüchtig an seine „Galatea“, dies vergleichsweise harmlose Modeprodukt.

Aber er hatte seine Frau nicht verstanden. Sie meinte nicht Neid auf literarischen Ruhm. Davon

wußte sie nichts. Sie meinte den Neid auf Taten. Denn Buch und Tat waren dasselbe für sie.

„Neidisch, jawohl! Was ist deine Türkenschlacht gegen Palmeranths Kampf mit den fünfzehn drei-  
ägigen Riesen! Das ist Heldenmut!“

„Das ist Heldenmut?“ rief Cervantes zwischen Lachen und Zorn. „Ich werde dir einmal zeigen, was Heldenmut ist!“

Er wußte, wovon er sprach. Es war ein kaum noch umrissener Plan. Im Augenblick kam er zur Reife.

Aus der kleinen Bibliothek, die der Pfarrer Palacios besaß, hatte er sich vor Wochen eine Anthologie antiker Klassiker ausgeliehen. Hier stieß er auf einen gewissen Bericht des Historikers Appian. Der griechische Text war in schlechtes Latein übersetzt, aber kein Mangel der Darstellung war imstande, den Glanz dieser Tatsachen zu verdunkeln.

Es handelte sich um jene denkwürdige Belagerung der Feste Numantia. Zehn Jahre lang haben dreitausend todesmutige Spanier der dreißigfachen Übermacht widerstanden und bereiten schließlich, da alles verloren ist, sich und ihrer Stadt selber den Untergang . . .

Cervantes hatte nichts vorzubereiten. An einem einzigen Tag, auf einem weiten Gang durch die Mancha, die spärlich grünte, schoß ihm das ganze Gewebe seiner Tragödie zusammen.

Vom nächsten Morgen an saß er hinten im Gärtchen vor einem wackeligen Tisch, und die Dienstleute sahen mit Verwunderung den Gatten des Fräuleins, der da ohne aufzublicken, wie in einer stillen Raserei, Seite auf Seite vollschrieb. Hühner pickten und gackelten unter seinen Füßen. Ein Ziegenbock stellte sich vor ihn hin und sah ihn aus gelben Teufelsaugen lange starr an. Frau Palacios kam schlüsselrasselnd durch den Garten, machte halt, zuckte die Achseln und ging in das Haus zurück.

Neben ihm lag aufgeschlagen der Text des Appian. Andere Hilfsmittel besaß er nicht. Er brauchte auch keine. Er kannte die Gesichter seiner numantischen Helden. Es waren einfach die felsigen Gesichter der Bauern von Esquivias. Mochten siebzehn Jahrhunderte vergangen sein, mochte lateinisches, gotisches, maurisches Blut durch das ihre geflutet sein, sie waren wie einst! Dieses ernste und harte Land unter unerbittlicher Sonne erzeugte ewig das gleiche stolze und freie Volk. Er aber war nun sein Mund. Dies kam aus unterirdischen Quellen. Es brach mit solcher Gewalt hervor, daß die Hand kaum zu folgen vermochte. Es war Dichtung, zum erstenmal ganz.

„Heute also wirst du sehen, was Heldenmut ist“, sprach er lächelnd zu Catalina, als er sich zum Vorlesen bereit machte. Zu dritt saßen sie um ihn im

Garten, Catalina, die Mutter und der geistliche Oheim. Es war an einem warmen Nachmittag, schon gegen Abend.

Er begann und hatte augenblicklich vergessen, wo und vor wem er las. Er las ausgezeichnet. Seine Stimme, nicht tief zwar, doch klingend und von männlicher Wärme, ließ den Gedanken klar und energisch hervortreten.

Er las die furchtbaren Endkämpfe der Belagerung, zeigte das Lager, malte die Stadt. Die seit zehn Jahren Eingeschlossenen flehen die Götter an. Ihre Priester wollen das Opfer darbringen, doch die Oberen verschmähen die Gabe. Der Erdboden klafft auseinander, ein Dämon steigt auf, streut das heilige Gerät umher und reißt den Opferwidder mit sich in die Tiefe. Finstere Zeichen sind dies. Aber die Stadt will völlig ihr Schicksal kennen, offenen Auges will sie den Untergang leiden. Ihr Magier Marquinius, in der Rechten die schwarze Lanze, in der Linken sein Buch, öffnet das Totenreich. Er ruft einen Knaben ins Leben zurück, der heute starb. Widerwillig, mit Ächzen, kehrt die schon wissend gewordene Seele nochmals in ihren Leichnam zurück und verkündet der Stadt den Untergang durch ihrer Bürger eigene Hände. Wenn die letzte Hoffnung dahin ist, wird Numantia Asche sein. Den Überwindern wird nichts zur Beute werden, kein Weib zur Sklavin, kein Armreif zum

Schmuck. Schon schichtet sich auf dem Markte der Scheiterhaufen, der alle Schätze verzehrt:

Die bleie Perle, die aus Ost gelandet,  
Und Gold zu schlanker Vasen Form gehämmert,  
Demant, Rubin, Smaragd, der waldgleich dämmert,  
Und Purpur, der des Feldherrn Leib gewandet . . .

Inzwischen ist die gemeine Not auf das Höchste gestiegen. Verhungernde liegen zuhauf. Kinder saugen Blut statt Milch aus den Brüsten der entkräfteten Mütter. Da stürzen, das nackte Schwert in Fäusten, zwei junge Numantiner aus der Stadt, sie dringen ein in das Lager der Römer, sie rauben aus ihren Zelten das Brot. Der eine fällt, sein Freund, todwund, erreicht das Tor, die blutigen Brote tragend . . .

So weit war Cervantes gelangt. Er atmete hoch auf. Diese blutigen Brote, er wußte es, waren ein großes und ein neues Sinnbild.

Er hob seine Augen. Er sah seine Hörer.

Der Pfarrer schief friedlich, den dicken Kopf zur Seite geneigt. Aber zwischen den Frauen ging ein Blick des Einverständnisses, den Cervantes auffing. Catalina lächelte dümmlich dabei. Das habgierige Gesicht ihrer Mutter jedoch war entstellt zu einer schnöden Grimasse. Mit unsäglicher Mißachtung waren die Winkel der dünnen Lippen nach



unten gezogen. Eben schien noch der Mund das Wort „blutige Brote“ mit lautlosem Hohn nachzubilden. Alle Niedrigkeit satten und böartigen Dünkels war in diesem Weibergesicht versammelt.

Ihm fielen die Blätter aus den Händen. Wie ein Gelähmter, mit hängendem Kinn, saß er da. Es ging ihm furchtbar auf, wohin er verschlagen war. Er erhob sich und ging in das Haus.

In der Nacht verließ er Esquivia. Er hatte mit niemand gesprochen. Hier war das Wort ohne Sinn. Sein Kind würde er fordern . . . Er wanderte über die Feldpfade, die sich langsam erhellten, gegen Toledo.

Als er die Tür seiner Eltern aufklinkte, roch das Haus nach Weihrauch. Soeben war sein Vater gestorben.

## DER KOMMISSAR

Philipp, Großkönig der katholischen Welt, Herr der Schifffahrt im Osten, Fürst der Inseln und Meere im Westen, war ein Greis und war krank. Eine bösertige Gicht lähmte und quälte ihn, sein erschöpftes Blut fing an, in Geschwüren auszubrechen, die nicht mehr heilten. Das Ende seines irdischen Weges war abzusehen. Aber noch hatte er nicht erfüllt, wozu ihn Gott in die Herrschaft berufen. Die Zeit war da.

Er war nicht müßig gewesen. Der Einheit und Reinheit des Glaubens über die Länder hin hatte seine lebenslange, schwere Mühe gegolten. Wo immer gegen den neuen Geist Hände sich erhoben, die Hand mit dem Kriegsschwert, die goldgefüllte Hand der Bestechung, die Meuchlerhand mit dem Dolch, immer hatte der kränkliche, leise Herr im Escorial sie gelenkt. Er allein hatte Frankreich in Bürgerkrieg und Elend gestürzt, die Niederlande zerfleischt und ihren großen Oranien gemordet, immer wieder den Stahl gezückt nach dem Leben der abtrünnigen Königin auf dem Throne von England.

Aber sie lebte. Das Mißlingen der letzten Verschwörung hatte Maria Stuart auf dem Schafott bezahlt; auch sie war für Philipp gestorben. Jetzt raffte er, am Abend seiner belasteten Tage, die Kräfte und Schätze der ihm anvertrauten Völker zusammen gegen dies England.

Nirgends so unangefochten wie dort regierte der Ketzergeist. Und er griff in die Weite! War nicht die Herrschaft über das Weltmeer Gottes Geschenk an Kastilien? England bestritt sie. Schon brandschatzten seine Kapitäne die spanischen Küsten, sie erschienen in Afrika und Westindien, sie zerschnitten durch ihre tollkühnen Streifen den gottgewollten Zusammenhang der katholischen Weltmonarchie... Krieg gegen England! Philipp König von England! War erst diese Insel der Schemel unter seinen Füßen, dann stand er in seiner letzten Stunde so hoch, wie er sollte, und bot Gott in den Wolken eine gerettete, reine, katholische Welt auf seinen Händen dar.

Jahrelang hat der König gezögert. Jetzt auf einmal kann er nicht mehr warten. Seine Minister und Generale warnen. Erst müssen die Niederlande völlig bezwungen sein. Ein Sturm oder sonst ein Unglück sind immer möglich, dann bedarf man der holländischen Häfen als Zuflucht. Aber der König hat sie gar nicht. Da es Gottes Sache ist, die er führt, wie sollte Gott Sturm oder Niederlage zulassen! Er treibt zur Eile. Er, so gemessen, so höflich sonst, verliert seine Fassung. Er schilt und kränkt seine Diener. Ihre Vorsicht ist Lauheit, ist mangelnder Eifer für Gott.

Unter den Zögernden, Warnenden, ist der Marquis von Bazan, sein Admiral. Der König verletzt

ihn so tief, daß der Kriegsmann es nicht erträgt. Ein hitziges Fieber befällt ihn. Er stirbt. Die Armada ist ohne Führer.

Doch wozu ein kundiger Führer, da Gott selber führen wird. Ein frommer Christ, ein edler Name, mehr ist nicht vonnöten. Und er ernennt zum Großadmiral seiner Flotte den Don Alonso Perez de Guzman, Herzog von Medina-Sidonia.

Der Herzog erschrickt. Er ist ein eleganter Grande von ganz besonders unbestrittener Reinheit des Bluts, unermesslich reich auch, einer von jenen beiden, denen die Mancha gehört. Aber er ist gar kein Seemann. In einem langen, jammervollen Brief fleht er seinen König an, ihn zu entheben. Er verstehe wenig vom Krieg und überhaupt nichts von Schiffahrt. Er werde auch immer gleich seekrank. Es hilft ihm nichts. Die Armada hat ihre Spitze, „statt des eisernen Admirals einen goldenen“.

Auf den atlantischen Werften wird fieberhaft gebaut. Viele Schiffe, große, schwere Schiffe, ausladend und pomphaft. Zwar weiß man, daß sie unpraktisch sind. Man kennt die flachen, wendigen Kähne der Engländer. Aber man wird diesen ketzerischen Freibeutern die Ehre nicht antun, sich anzupassen. Mächtige, geschmückte Galeeren, mit einer Bemannung schwer gerüstet wie Ritter zur Landschlacht, das ist Gottes würdige Garde.

Doch sie ist teuer. Prunkschiffe und gegossene

Kanonen sind teuer. Zehntausend Matrosen, zwanzigtausend Soldaten wollen zu essen haben, und am besten essen wollen die vielen Freiwilligen aus dem Adel, die sich zu der gottgefälligen Unternehmung drängen und jetzt schon glänzend und prahlerisch in den Seestädten herumliegen, einstweilen mit Duellen und Frauenjagd standeswürdig beschäftigt.

Die Kassen sind leer. Der gichtbrüchige Herr im Escorial sitzt Tag und Nacht über Erlassen und Korrespondenzen, um sie zu füllen. Er erhöht seine Einfuhr- und Ausfuhrzölle: auf Waren von und nach Indien, auf Waren von einer Provinz in die andere, zwanzig und fünfundzwanzig Prozent, es kommt nicht darauf an. Den Kaufleuten, die aus den Kolonien kommen, beschlagnahmt er einfach ihr Geld und gibt ihnen dafür Anweisungen auf einen Schatz, der nicht da ist. Er verkauft meistbietend seine Beamtenstellen und schafft neue zu diesem Zweck. Er verkauft Kommenden, Adelsrechte, Posten von Regidoren und Corregidoren, Alcalden und Sekretären. Siebzigtausend Posten hat König Philipp zu verkaufen. Er nimmt Geld auf, wo er's bekommt, und verpfändet, was schon verpfändet ist; bedenkenvoll betrachten die Bankherren in Frankreich, Deutschland, der Lombardei die königlichen Wechsel. Sie halten sich vorsorglich schadlos an ihren Spesen: eine Tratte von Madrid

über Genua nach Flandern kostet Philipp dreißig Prozent. Geld! Geld! Aber nichts ist genug. Dieser König, der das gesamte Silber und Gold der Welt kontrolliert, muß mehr als einmal seine nächtliche Aktenarbeit vorzeitig abbrechen, weil kein Geld mehr vorhanden ist, um neue Kerzen zu kaufen.

Sein Land, das erdbherrschende Spanien, hungert. Wie ein riesiger Polyp liegt über den sieben Millionen Menschen, die arbeiten, die eine Million adeliger und geistlicher Müßiggänger. Erbarmungslos pfändet der Steuerbeamte die Lebenssubstanz. Her mit der Nahrung! Her mit Weizen, Gerste und Mais, mit Öl, Wein, Zwieback und Käse. Man wird euch bezahlen, wenn Gottes Sache geglückt ist, hier ist ein Zettel. Zwölftausend Zentner Zwieback hat Andalusien zu liefern, sechstausend Faß Wein die Stadt Sevilla, viertausend Arrobas Öl dieses Städtchen, achttausend Liter Getreide dies Dorf.

Auf ihren Maultieren durchreiten die Proviantkommissare des Königs das erliegende Land, sie pressen aus den Ausgepreßten das Letzte. Wo sie auftauchen, ist dumpfe Verzweiflung und Wut. Sie erbrechen Scheuer, Schuppen und Keller. Sie lassen dem Bauer nicht Korn mehr für seine Aussaat. So will es Gott.

Und einer von ihnen ist Miguel Cervantes.



Man hat ihm das Amt hingeworfen wie einem herrenlosen Hund einen Knochen. Er war am Ende. Nichts glückte. Es gab im weiten spanischen Reich für ihn nicht den täglichen Bissen Brot. Vorbei die armen Glücksfälle der Literatur. Niemand wollte „Numantia“ auch nur lesen. Er war ohne Grad, ohne Rang, ohne Protektion. Er wäre gern Tagelöhner geworden, Maurer, Anstreicher, Lastträger; er hatte nur eine Hand.

Er graste die Städte der Halbinsel ab, um Gotteslohn mitgenommen von langsamen Fuhrwerken. Die Stadtviertel, wo das Gesindel sich umtrieb, waren die seinen. Tausende von Taschendieben, Falschspielern, Zuhältern wimmelten in diesen Tiefen, Angeber für die Polizei dazwischen, Spitzel für die Inquisition. Die Versuchung, sich dorthin sinken zu lassen, trat heran, klingend mit Beuteln voll Kupferstücken. Ein Amt zu finden, ein Staatsamt, war ein fast unmöglicher Traum.

Wenn er nach Madrid kam, saß er in den Vorzimmern herum, mehr um die Zeit hinzubringen, denn aus Hoffnung. Die Schreiber hoben die Köpfe nicht mehr, wenn sie seine Stimme erkannten. Und er begriff zuerst nicht recht, es war ein nicht mehr erwartetes Wunder, als man ihm eines Tages in der Kriegskammer bedeutete, eine Aussicht sei da.

Die Behörden konnten nicht wählerisch sein. Provianteinkäufer für die Armada, wahrhaftig, die

Posten waren nicht sehr gesucht. Jeder wußte, was sie bedeuteten. Man brauchte rüde Burschen dafür. Irgendein Rechnungsrat mochte geäußert haben, es sei da ein gewisser Cervantes, alter Soldat aus den Zeiten Don Juans, hartgehämmert in Afrika, der eigne sich sicher dafür, den Bauern das Fell abzuziehen.

Er hatte sich Herrn de Guevara vorzustellen, dem Generaleinkäufer und Hauptkommissar. Er scheute diesen Besuch, denn seine Kleidung war nicht anständig mehr, er sah aus wie ein Landstreichler. Aber der vornehme Beamte schaute ihn gar nicht an. Mit gekniffenen Nüstern, um den Armeleutegeruch nicht zu spüren, sprach er aus unerreichlicher Höhe herab zu Cervantes. Er habe sich sogleich nach Sevilla zu begeben. Im dortigen Bezirk sei sein Tätigkeitsfeld. Weitere Instruktion durch Herrn de Valdivia, Provinzkommissar für Andalusien. Gehalt zwölf Realen pro Tag.

Zwölf Realen. Es war doppelt so viel, als ein Zimmermann verdiente oder ein anstelliger Hafenarbeiter. Es war genug, um zu leben. Genug, um der Mutter etwas zukommen zu lassen, die wieder nach Alcala gezogen war und sich dort in der Nähe ihrer frommen Tochter kränkelnd von Klosteralmosen fristete.

Genug auch, um nach Esquivias etwas Geld für die kleine Isabella zu schicken. Denn die beiden

Hidalgas hatten Isabella nicht hergegeben. Unvermutet war er einmal im Dorfe erschienen, verwahrlost anzuschauen, und es hatte Skandal gesetzt. Aber er hatte die Kleine mit schlechtem Gewissen gefordert. Wollte er in der spanischen Unterwelt mit ihr umherziehen? Sie schien glücklich zu sein bei den Frauen. Sie gedieh. Den fremden, staubigen Mann, der sie küssen wollte, sah sie böse an, machte sich steif und wand sich aus seinen Armen. Geld aber wollte er hinschicken. Isabella sollte von ihm existieren. Es war ein letzter, armer Ehrgeiz.

Seit Monaten war er nun unterwegs auf den staubigen Straßen im Süden. Das Maultier war ihm von der Verwaltung gestellt. Er sah nicht mehr aus wie ein Strolch, er war gut gekleidet, in ein hochgeschlossenes Wams aus dunklem Samt, mit feiner Krause und einem leichten Tuchmantel darüber, wie es dem königlichen Beamten zukam. Auf diesen Anzug war der größte Teil seines Vorschusses draufgegangen. An der linken Flanke des Maultiers baumelte in zwei Lederschleifen das Zeichen der ihm übertragenen Gewalt: der lange Stab mit der vergoldeten Krönung. Manchmal trug er ihn auch unter den Arm geklemmt, daß er aussah wie eine Lanze.

Tiefer ging es nun nicht. Er hatte den Boden erreicht. Leuteschinder und Armenpresser: er machte sich keine Illusionen über sein Amt. Entschuldi-

gungen gab es, gewiß. Er wäre fast Hungers gestorben, gewiß. Er handelte für den König, gewiß, war außer Verantwortung. Und trieb nicht er dies Geschäft, so trieb es ein anderer und wahrscheinlich härter. Gewiß, gewiß. Aber das war alles ganz einerlei. Er hörte wieder die Männer von Esquivias, wie sie am Wirtstisch über die Steuerbeamten und Exekutoren sprachen, die ihnen den letzten Tropfen Blut wegsaugten. Solch ein Blutsauger war er jetzt selbst.

Er zog durch das Land im Osten Sevillas, von Marchena nach Estepa, von Aguilar nach La Rambla, von Castro nach Espejo, und es war überall dasselbe. Wo er ankam, sperrten die Bauern die Scheunen zu, verrollten die Fässer, nahmen die Räder von den Karren ab, die zum Abtransport dienen konnten. Manche machten die Sensen scharf. Die Weiber heulten vor ihm. In den Nächten schlief er in irgendeiner Amtsstube, die Pistole in Reichweite, halb nur entkleidet.

Er hatte die Hölle, für zwölf Realen am Tag. Er war gar kein Mensch mehr. Er war ein Werkzeug in diesem klappernden, schadhaften Staatsmechanismus. Ein scharrender, raffender Rechen für die Armada. Nicht denken! Denken war tödlich. Fing er zu denken an, so war diese Existenz nicht zu führen. Es gelang ihm auch, nicht mehr zu denken. Er ließ in sich einen eisernen Vorhang herunter.

Dahinter lag alles, was er einmal gewesen. Mitunter, auf einsamer Rast, klopfte er seinem Maultier den Hals, griff ihm liebkosend ins rauhe Stirnhaar, blickte in das sanfte Feuer der langgeschnittenen, schönen Augen. Dies war, was ihm noch von Empfindung verstattet blieb.

Auf der Straße von Cordoba her näherte er sich dem Städtchen Ecija, einem Ort von fünf- oder sechstausend Menschen, wo es Arbeit gab für mehrere Tage. Es war Ende Juli und Mittag. Er hatte Mantel und Wams vor den Sattel gehängt und ließ sich im Schritt hin- und herwerfen, völlig benommen, in einem Hitzerausch. Vor Ecija war er gewarnt worden, man komme dort um vor Glut, „Bratpfanne“ hieß der Ort in ganz Andalusien.

In weißem Dunst sah er jenseits des Flusses das mauerumgebene Städtchen liegen, angelehnt an runde, beackerte Hügel. Die Brücke über den Genil war hüben und drüben mit starken Tortürmen bewehrt.

Wie er den ersten durchritt, machten die Wachtsoldaten finster unbeteiligte Gesichter und grüßten nicht zurück. Jenseits, im zweiten Tor, kehrte sich der Stadtzöllner ausdrucksvoll nach der Wand. Seine Anreise war schon bekannt, er sah es. Solche Empfänge war er allmählich gewohnt.

Niemand zeigte sich in den engen, buckelig gepflasterten Gassen. Der stolpernde Tritt seines

Reittiers hallte wider von den fensterlosen Mauern. Dann stand er auf einem kochenden Platz. Die grün und blau glasierten Ziegel des Kirchturms brachen augensengend das Licht. Er beschloß einzukehren.

In der Posada summten die Fliegen. Brot, Speck und Käse und ein guter, leichter Wein wurden ihm vorgesetzt. Die Wirtin, eine üppige, noch ganz anziehende Vierzigerin, setzte sich zu ihm. Er stellte obenhin ein paar Fragen. Seufzer waren die Antwort.

Man tue gern alles für seinen König. Man sei auf dem laufenden hier, Ecija sei ja kein Nest. Man wisse, um was es gehe. Aber der Herr werde selber schon sehen, hier lasse sich nichts mehr holen. Die Stadt sei kahlgefressen. Solch ein Brot, wie er's da eben unter den Zähnen habe, hätte sie ihm vor zwei Jahren auch nicht vorzusetzen gewagt! Er persönlich sei ja ganz gewiß anders, aber seine Vorgänger hätten vor gar nichts haltgemacht. Sie allein kenne acht — nein, sie müsse nachrechnen, zehn Familien — so ausgeplündert im letzten Jahr, daß sie jetzt der Gemeinde zur Last fielen. Er solle sich nur in acht nehmen hier am Ort! Die Leute seien rabiat. Sie habe geradezu Angst um ihn.

Sie war näher gerückt. Der Blutsauger, der ihr Städtchen bedrohte, schien ihr nicht zu mißfallen. Er war todmüde. Er sank ein wenig zurück und



schloß die Augen. Sein Kopf lehnte gegen den reichen Busen der Wirtin. Zwischen den beiden hohen Kissen lag er eingebettet. Die Fliegen summten um den Rest Wein, der im Becher geblieben war. Sie blickte auf den felsigen Handstumpf des Mannes auf seinen hohen Amtsstab, der an der Wand lehnte, und schüttelte mit träumenden Augen den Kopf, sie wußte selbst nicht, warum.

Es sah wirklich recht hoffnungslos aus in Ecija! Scheuer, Vorratskammer und Keller leer, die Bauern, denen die Requisitionszettel vom Vorjahr noch nicht eingelöst waren, zum Widerstand deutlich entschlossen. Es war hier nicht der stolze, ruhige Schlag wie in Kastilien, sondern eine geschmeidigere Rasse, viele Köpfe arabisch geprägt, klug und lebendig. Unter Gebärdenspiel folgten sie ihm, während er prüfte, unterhandelte, von Scheuer zu Scheuer schritt. Zwei Polizeidiener stapften hinter ihm drein, die er mit Mühe requiriert hatte; sie machten verlegene Gesichter. Ihr Bürgermeister war nicht in der Stadt. Vorgestern, hieß es, sei er nach Osuna verritten; ungewiß, wann er zurückkam, vielleicht heute, vielleicht nächste Woche.

Der Haufe, der auf seinem Inspektionsmarsch hinter Cervantes herzog, wurde immer dichter. Er spürte um sich, auf seinem Rücken, den scharfen und bitteren Hohn dieser Ausgeschöpften. Ja, nicht wahr, hier hatten einmal die Majestät und sogar

der Himmel ihr Recht verloren! Cervantes war es klar, daß sie ihn etwas betrogen. So völlig gar nichts konnte schwerlich vorhanden sein. Aber die Wahrheit genügte. Und wenn er daran dachte, daß ihm Kriegsamt, Auditeurshof und Rechnungskammer und außerdem Herr de Valvidia noch persönlich eingeschärft hatten, aus Ecija unweigerlich 500 Fanegas Mehl und 4000 Arrobas Öl zu ziehen, mußte er innerlich lachen. Er lachte wirklich, unerwartet und laut, so daß ihn sein hämisches Gefolge erschrocken betrachtete. Hatte man ihnen zur Abwechslung einen irrsinnigen Kommissar geschickt?

Sie waren am Ufer des Genil angelangt. Hier lagen, außerhalb der Stadtmauer, drei Vorrathshäuser dicht nebeneinander, völlig gleich und stattlich erbaut. „Aufmachen!“ sagte Cervantes und stieß mit dem untern Ende seines Stabes gegen das erste Tor. Getuschel und unterdrücktes Gelächter ward hörbar. Das werde sich der Herr Kommissar wohl zweimal überlegen, hieß es dann. Zwar zu holen sei hier noch allerhand, hier habe keiner gepfändet. Aber alles sei kirchliches Eigentum, seien Vorräte des Klosters La Merced, dem ja weit herum die besten Landstücke gehörten.

Und schon sah Cervantes von der nahen Stadtmauer her mit fliegender Soutane einen Geistlichen heraneilen, gefolgt von zwei Brüdern des Klosters. Er winkte von weitem mit beiden Armen.

Herangelangt, grüßte er kaum. So wenig, erklärte er gleich, kenne doch wohl der Herr Beamte seine Instruktion nicht, um an geistliches Gut seine Hand zu legen. Er warne vor Übergriffen!

Die Leute waren im Halbkreis zurückgewichen. Gespannt wartete man auf den Ausgang. Manche grinsten fatal. Ach nein, er würde sich's nicht getrauen, der Herr Staatseinknehmer! Es war ja auch alles Spiegelfechtereier, abgekartet womöglich. Staat und Kirche das waren Verbündete, das war dasselbe. Gemeinsam schnitten sie Riemen aus der Bauernhaut.

Von Übergriffen sei nicht die Rede, erklärte Cervantes. Die Requisitionen geschähen zu einem frommen Zweck, für den Kreuzzug gegen England. Wer da mehr zur Beihilfe veranlaßt sein könne, als eben die Kirche?

Aber der Pfarrer war gut beschlagen. Verächtlich zur Seite blickend, legte er dar, daß ja gerade die Kreuzzugsbeihilfe König Philipp in diesem Fall wieder zugestanden worden sei. Auch der Zehnte von allem geistlichen Einkommen werde natürlich weiter erhoben. Und bis auf den Scudo genau zeigte er sich über die Summen unterrichtet, die Seine Heiligkeit, Sixtus der Fünfte, in Ansehung des Zwecks noch selber gespendet hatte. Nichts sei versäumt worden. Nun müsse eben die Bevölkerung steuern.

Die Bevölkerung habe gesteuert, gefront und geblutet, erwiderte Miguel in einer nervösen Erbitterung, über die er sich selber wunderte. Nicht das Korn für die Aussaat habe man vielen gelassen. Es könne nicht christlich und nicht gottgefällig heißen, wenn der Klerus, sitzend auf vollen Kisten und Säcken, dem zuschäue. So bitte er denn um die Schlüssel!

Die habe er nicht, erklärte der Geistliche.

„Aufbrechen!“ befahl Cervantes den Polizeidienern. Die schauten einander unschlüssig an. Das war ein schwieriger, kniffliger, ein kitzeliger Fall.

Cervantes hob seinen rechten Fuß und trat mit voller Kraft gegen das Tor, daß es krachte. Zwei solcher Stöße noch, und es sprang auf.

„Da kommt unser Bürgermeister!“ rief einer der Polizisten und atmete laut auf, wie erlöst aus schwerer Gewissenspein.

Cervantes wandte sich um. Dort kam er vom Stadttor her, ein kleiner Herr in dunkler Gewandung, auch er von ferne schon winkend wie vorher der Pfarrer.

„Die weltliche Hand wird Euch zurechtweisen“, sagte er mit wiedergefundener Würde.

Cervantes, auf seinen Stab gestützt, ließ den Alcalden herankommen. Es war ihm ganz klar: er hatte seine Instruktion überschritten. Aber das Gefühl gegen Unrecht, verschüttet durch den schreck-

lichen Zwang seiner Funktion, war wieder lebendig in ihm. Es war nicht bloße Anteilnahme an den Leuten von Ecija, die gefielen ihm gar nicht besonders, es war das weite, starke und großmütige Gefühl wie in alten Tagen — in den alten, den guten Tagen der Sklaverei und der Rebellion.

Der Bürgermeister war heran. Er brachte erst seinen Atem in Ordnung und schloß die Augen dabei, die in einem verknitterten, aber noch nicht alten Gesicht wie zwei kleine Wasserpfüten lagen. Als er sie wieder auftat und auf diesen Kommissar richtete, um dessentwillen man ihn alarmiert hatte, da weiteten sie sich plötzlich in einem gewaltigen Erstaunen, das rasch in Entzücken überging. Cervantes, Pfarrer, Mönche, Gendarmen und Volk sahen, höchst verblüfft, den Alcalden die Arme ausbreiten. Ein seliges Lächeln erschien auf dem verliebt zur Seite geneigten Gesicht. Er tat den Mund auf. Er sprach in Versen:

„Und es hüllt ein Strom von Gnaden  
Cristobal Mosquera ein,  
Mit Talenten reich beladen,  
Könnt er selbst Apollo sein!“

Der Pfarrer runzelte die Stirn. Es war klar, daß hier der Verstand gelitten hatte. Ein Sonnenstich wahrscheinlich auf dem glühenden Wege von Osuna her. Denn wie anders erklärte es sich, daß

der Mann in offenbar bester Absicht hier ankam, dann aber nach diesem frechen Beamten die Arme ausstreckte und ihm Verse zusäuselte, in denen sein Name so lächerlich figurierte.

„Herr de Cervantes! Don Miguel! Euer Gnaden erkennen mich nicht?“ rief er jetzt wieder.

Cervantes kam eine Ahnung. Flüchtig wurde er rot.

„Erst müssen wir unser Geschäft bereinigen, Herr Alcalde“, sagte er offiziell. „Ich handle hier kraft meiner Vollmacht.“

„Kraft seiner Vollmacht, Don Bartolomé!“ wiederholte der Bürgermeister mit bedauerndem Achselzucken, „liefert die Schlüssel aus!“ Er konnte es kaum erwarten, hier zu Ende zu kommen.

Der Geistliche winkte mit entstelltem Gesicht. Einer der Mönche brachte die Schlüssel zum Vorschein. Ohne ein Wort machten sie alle drei kehrt, man sah ihre dunklen Gestalten im Stadttor verschwinden. — Die Speicher taten sich auf. In schöner Ordnung waren die breiten und tiefen Räume gefüllt mit Kisten, Säcken und Fässern bis in den dämmerigen Hintergrund.

„Das wird genügen für alle“, sagte Cervantes. Ein Flüstern und Murmeln flutete gegen ihn her. Jeder wollte es gleich erkannt haben: dieser Mann mit der einen Hand war kein Kommissar wie die anderen! Man sah es am Auftreten. Man sah es



an der feierlichen Art, wie der Bürgermeister ihn begrüßte. Man hörte, wie er ihn jetzt dringlich und ehrerbietig zu Gast lud. Er sei zwar Junggeselle, äußerte er, aber er lebe bequem.

Inzwischen war Cervantes ganz ins klare gekommen. Wahrhaftig, dies war ein seltsamer Scherz! Dieser Bürgermeister war der Lizentiat Cristobal Mosquera de Figueroa, einer von den hundert Poeten, für die er in seiner „Galatea“ das große, allgemeine Weihrauchfaß aufgestellt hatte. Wahrscheinlich hatte ihm seine Familie den Posten hier im Süden gekauft, um ihn loszuwerden und zu versorgen; aber auf die Literatur und den Lügenhof schaute er mit Sehnsucht zurück. Das war die große Zeit seines Lebens gewesen.

Als sie im Amtshaus angelangt waren, führte Mosquera seinen Gast in die Wohnstube. „Ich habe die Ehre in Ehren gehalten“, bemerkte er formelhaft und wies auf eine Stelle der Wand, wo eingerahmt ein gedrucktes Blatt hing. Ein Lämpchen war darunter angebracht wie unter einem Heiligenbild. Es war das Blatt aus der Galatea, wahrhaftig, die Seite 328. Cervantes las:

„Manche hat Apoll begnadet,  
Daß sie ihm als Dichter taugen,  
Manchem hat er Stirn und Augen  
Im kastalischen Quell gebadet.

Und so hüllt ein Strom von Gnaden  
Cristobal Mosquera ein,  
Mit Talenten reich beladen  
Könnt er selbst Apollo sein.“

Als Cervantes gelesen hatte, stand er noch eine Weile davor. Er wagte nicht, sich umzudrehen, denn seine Augen standen voll ungewohnter Tränen. Das also war herausgekommen bei seinem Dichten: daß ihm ein Dorfschulze beim Steuereintreiben half. Das war das Ende von Mühen und Demütigungen. Das war sein Lebensresultat. Und für den kleinen Mann da hinter ihm war dieser Zettel der Inbegriff von Ruhm, Geist und schönerer Jugend. Vor diesem bißchen kaltherzig gespendeter Druckerschwärze verrichtete er seine Andacht. Sie war das Beste in seinem Dasein . . . Nun, jedenfalls behielten auf diese Weise die Leute von Ecija etwas zu essen!

Das requirierte Kirchengut ging auf dem Genil hinunter bis Palma del Rio, dann auf dem Guadalquivir zum Ozean und war am dritten Tag in Lissabon, wo sich ein Teil der Flotte zusammenzog.

Aber schon am Tage vorher, der ein Sonntag war, wurde Miguel Cervantes in der Klosterkirche La Merced von der Kanzel herab feierlich exkommuniziert.

## BLUTSPRÜFUNG

Der Spruch war vom Domkapitel in Sevilla ausgegangen. Er eilte hin.

Zwar hatte ihn das Anathema nicht im Herzen getroffen. Die Zeit seiner jugendlichen Buchstabenfrömmigkeit war lange dahin. An Kirchenformel und Ritual hing er nicht mehr. Aber diese Ausstoßung aus der Gemeinschaft der Gläubigen vernichtete seine Existenz. Undenkbar war in Spanien ein Beamter, der mit dem Klerus zerfallen war.

Er beriet sich mit seinem Freunde. Dieser Freund war sein Wirt, der Gastwirt zur „Griechischen Witwe“, Thomas Gutierrez, einstiger Schauspieler.

Weit lag der Abend, da er Cervantes zum erstenmal erschienen war, oben auf der verlassenen Bühne, zwischen Lope und dem Theaterdirektor. Sein Ehrgeiz hatte die Richtung gewechselt. Er dachte nicht mehr daran, in historischen Stücken die scharfen, feinen Prinzen zu spielen. Sogar auf die alten Kriegsobersten hatte er verzichtet, die seiner Figur mehr gemäß waren, auf die Polterer, die betrogenen Gatten, die komischen Väter. Unmäßig dick geworden und völlig asthmatisch war er vom Morgen bis in die tiefe Nacht auf den walzenförmigen Beinen; laut, immer vergnügt und ungeheuer gutmütig, wachte er über Küche, Trinkstube, Keller und Stallung. Sein Gasthof war der beste in der volkreichen Vorstadt Triana. Man aß vortrefflich in seiner „Griechischen Witwe“,

und jeder mochte hier treiben, was ihm gefiel, solange kein Blut floß.

Miguel Cervantes kannte er schon von der „Lügenbank“ her, und er liebte ihn. Einfache, lebenskräftige Männer hatten ihn immer geliebt, ob es nun Fumagalli war oder Rodrigo oder der Hauptmann Urbina oder die Leute um den Tisch in Esquivias.

Immer war in der „Griechischen Witwe“ Quartier bereit für den fahrenden Kommissar. Mochte das Wirtsgeschäft so drängend gehen wie es wollte, mochten Kaufleute und Kapitäne, Gouverneure und Abenteurer, Offiziere und Wechselr, ehrbar begleitete und galante Damen hier ab- und zufluten, Cervantes fand sein Bett und seinen Teller, wenn er von den Exekutionen müde und angewidert zurückkehrte. Bald haperte es zum ersten Mal mit der Bezahlung. Er sprach vom Ausziehen. Aber der Wirt und Freund deckte dieses ganze Problem mit einem gewaltigen, rostig rasselnden Baßlachen zu, einmal für immer. Von diesem Tage an ließ er für Cervantes beim Essen ein Tisch-tuch auflegen, eine Verwöhnung, die sonst nur besonders vornehmen Reisenden zuteil wurde. Er verpflegte sein Maultier, er ließ für ihn waschen, er lieh ihm Geld, er stand für ihn gut. Und er wußte auch jetzt, in dieser kirchlichen Angelegenheit, sogleich vortrefflichen Rat.

Ein gewisser Fernando de Silva ward aufgeboten, „Confidente“ der Inquisition, ein zweideutiges und gefürchtetes Individuum, das in bürgerlicher Kleidung mit einem großen, blanken Metallkreuz vor der Brust herum lief. Er wußte, was wenige wußten, und zu brauchen war er für alles. Am fünften Tage schon brachte er Nachricht, der Spruch gegen Cervantes sei aufgehoben. Neben den verhängten Kirchenbußen: Gebet, Sonderfasten, Pilgerfahrt — Gutierrez zuckte die mächtigen Schultern — sei natürlich auf Widererstattung des gepfändeten Gutes erkannt worden. Miguel brach in ein Lachen aus: fünfhundert Fanegen und viertausend Arrobas, das sei ja für ihn eine Kleinigkeit! Aber Herr de Silva vollführte eine geistlich beschwichtigende Geste und brachte die Quittung zum Vorschein . . . Billig konnte diese Bestechung nicht gewesen sein. Das werde die Griechische Witwe wohl noch aushalten können, erklärte Gutierrez.

Aber als dies abgetan schien und Cervantes eben im Begriff war, nach dem Bezirk von Ronda abzureiten, erreichte ihn eine neue, bedenklichere Botschaft. Man gab keine Ruhe. Man wollte ihm dennoch zu Leib. Er wurde zur Blutsprüfung vor die „Reinheitskammer“ zitiert.

Silva ward noch einmal bemüht. Er hob die Achseln. Hier sei er unvermögend. Aber auch ohne

ihn werde es Herrn de Cervantes Saavedra sicherlich leicht fallen, nachzuweisen, daß er aus alter christlicher Familie stamme, in die seit vier Generationen kein maurisches oder Judenblut eingeflossen sei. Dieser Nachweis werde nun einmal im spanischen Reich vom Beamten gefordert. Und er empfahl sich mit schiefem Blick.

Es war eine verdammte Schikane. Denn dieser Nachweis wurde keineswegs von jedem Beamten gefordert, man hätte sonst keinen gefunden. War aber einmal der Zweifel erhoben und wurde nicht widerlegt, dann freilich war es mit der Amtsfähigkeit aus.

Selbstverständlich war die Idee von der Reinheit der Rasse gerade in Spanien absurd. Durcheinandergemengt war hier das Blut von Iberern, Basken und Kelten, von Phöniziern, Römern, Vandalen, von Juden und Goten, Arabern, Berbern. Das Ergebnis war ein herrliches Volk, das den Erdkreis bezwang. Selbstverständlich wußten auch viele, wie sehr alles Unsinn war. Die Juden zum Beispiel waren vertrieben; aber es gab kaum eine Grandenfamilie, durch deren Adern kein jüdisches Blut floß. Beim hohen Klerus war es dasselbe. Bischöfe schlichen sich nachts auf den Friedhof und gruben heimlich die Gebeine ihrer Vorfahren aus, die da nach jüdischem Ritus bestattet lagen.

Selbstverständlich widersprach die Rassenidee



auch dem hohen Sinn der katholischen Kirche. Aber die herrschende These war nun einmal, daß die Reinheit des Blutes die Reinheit des Glaubens bedinge. „Estatutos de limpieza“, Reinheitsstatuten wurden erlassen, man setzte Prüfkammern ein und schickte Examinatoren im Lande herum, die Jahrhunderte weit rückwärts forschten. Das kostete alles viel Geld, und die Angezweifelten mußten es bezahlen. Da aber schließlich überhaupt kein Mensch mehr als unanfechtbar hätte gelten können, die Examinatoren nicht, die geistlichen Richter nicht, die Kardinäle nicht und das Königshaus nicht, so hatte man sich auf gewisse Spielregeln geeinigt.

Wer von Vater- und Mutterseite her Mitglieder der Inquisition in seiner Familie zählte, galt als rein. Und wer keine *Fleischsteuer* zahlte, galt auch als rein. Der hohe Adel nämlich zahlte sie nicht. Hierüber existierte ein Nachschlagewerk, eine dicke Liste. Und wer nicht hochadelig war, der ließ es sich schweres Geld kosten, dennoch in die Liste hineinzukommen.

Die Familien de Cervantes und de Cortinas, wahrhaftig, standen nicht in dem heilspendenden Katalog. Sie waren arm. Ihr Adelstitel wog keine Unze. Miguel würde darauf verwiesen sein, vor den Reinheitsrichtern auf seine Kämpfe für den Glauben zu pochen, wieder einmal Lepanto her-

auszustreichen, seinen Handstumpf zu zeigen. Ungewiß, ob das half! Und es war ihm tödlich zuwider, er schämte sich. Schwadronieren und sich demütigen in einem Atem — und wofür? Um ein Amt zu behalten, das ihm gleichfalls verhaßt war, dies Presser- und Schinderamt, hinter dessen Verwalter die Flüche herzogen wie Schwaden.

Auf seinem Weg zu Gericht machte er halt auf der Schiffsbrücke, die von Triana zur Altstadt hinüberführte. Weithin abwärts war der Guadalquivir mit Schiffen bedeckt, Barken, Felucken und festverankerten Wohnbooten. Die großen Seeschiffe, die mit der Flut heraufkamen, lagen zur Linken beim Goldturm. Alles erschien heiter und glänzend im Sommermorgenlicht; er aber sah es wie durch einen schmutzigen Schleier. Er hatte die größte Lust, seinen Amtsstab, den er des Ansehens wegen mitgenommen, überm Knie zu zerbrechen und die Stücke in das lehmgelbe Wasser zu werfen.

Er ging aber weiter, verdrossenen Schritts über das jenseitige Ufergelände und am großen Gefängnis vorbei. Wie immer ging es hier munter her. Durch das weite offene Tor strömten Besucher ab und zu, sehr viel reglementierte Weiber darunter, kenntlich am kurzen Flanellmäntelchen mit der vorschriftsmäßigen Falte. An den großen Gittern standen Gefangene und unterhielten sich

schreiend und lachend mit den Passanten. Es war ein ziemlich seltsamer Kerker, und Cervantes ging sonst niemals vorüber, ohne sich aufzuhalten. Heute schlich er mit saurem Gesicht um den Block und erreichte durch arabisch verschlungene Gassen den erzbischöflichen Palast, wo ihn seine Richter erwarteten.

In einem niedrigen, völlig unmöblierten Raum zu ebener Erde mußte er lange warten. Durch das bauchig vergitterte Fenster sah man auf eine Seitenfront der Kathedrale hinaus und auf die himmelhohe Giralda, das gewaltige Minarett. Cervantes bog sich zur Seite, um hinaufschauen zu können. Oben hatten sie eine christliche Figur draufgesetzt, die in der Hand eine Fahne hielt. Aber was half's! Orientalisch blieb der großartig elegante Bau, an dem jede Fläche durch Hufeisenfensterchen, gebrechliche Säulchen, schleierndes Netzwerk so entzückend aufgeteilt war. Alles, was schön war an dieser Stadt, kam aus dem Orient. Mauren und Juden hatten nach Spanien das Beste gebracht; das Schöne die einen, und die andern Wissen und Weisheit. Angenehm müßte es sein, das den Blutsprüfern zu erzählen, statt mit Lepanto zu renommieren!

Endlich ließ man ihn vor.

In dem weiten und feierlichen Raum war der Tisch mit den drei Richtern ganz in den Schatten

gerückt. Aber den Vorgeladenen traf voll das Licht aus zwei hohen Fenstern. Erstens irritierte ihn das, und sodann ergab es die Möglichkeit, seine angezweifelten Züge nach orientalischen Merkmalen zu durchforschen.

Wie alle begann das Verhör, das anders als alle endigen sollte. Der Kapitular in der Mitte, mit hysterischen Augen unter glänzend schwarzem, strähnigem Haar, nahm seine Papiere zur Hand.

„Ich werde den Eröffnungsbeschluß übersetzen“, bemerkte er in einem ordinären Kleinbürgerdialekt, „da ja Latein schwerlich verstanden wird.“

„Latein geniert mich nicht“, sagte Cervantes.

Der Kapitular schenkte ihm einen Blick und begann, im Ton etwas höflicher:

„Über Verfügung der zuständigen Behörden und unter Beachtung aller Regeln wird eine genaue Durchforschung der Abstammung angeordnet für den Proviand- und Steuerkommissar im Königlichen Dienst Miguel de Cervantes Saavedra, Sohn des Rodrigo de Cervantes Saavedra und der Leonor de Cervantes Cortinas, ehelich geboren zu Alcala de Henares, getauft daselbst in der Kirche Santa Maria la Mayor am 9. Oktober 1547 . . .“

Eine Bewegung entstand. Der Lesende unterbrach sich. Einer der beisitzenden Dominikaner, der zur Linken, war so heftig von seinen Akten-

stücken in die Höhe gefahren, daß der Richtertisch ins Schüttern geriet. Ein gelbfahles, fettes Gesicht starrte den Examinanden an, mit aufgerissenen Augen, in Angst und Entsetzen.

„Nicht möglich! Der Stinkende!“ rief Cervantes.

Alles erstarrte bei dem beschimpfenden Wort.

Offenbar hatte der Dominikaner den Fall nicht gekannt. Diese Prüfungen wurden im Dutzend erledigt. Nun traf ihn der dreimal wiederholte Name Cervantes wie Posaunenschall des Jüngsten Gerichts.

„Der Stinkende!“ wiederholte Cervantes langsam und fröhlich. „Wie geht's Eurer Lumpigkeit? Das Töpfchen Butter schon ausgeschleckt? Der Dukaten verhurt? Ein schäbiger Hund war der König von Algier!“

„Was bedeutet dies, Doctor de Paz“, fragte hitzig der Kapitular. „Was meint dieser Mensch mit seinem Geschwätz? Ist er besessen? Kennt Ihr ihn?“

Aber der Doctor Juan Blanco de Paz ließ ihn nicht aussprechen. Ihm lag alles daran, zuvorzukommen. Denn wenn dieser Verdammte nochmals den Mund auftat, dann erzählte er von dem Schandstreich in Algier, von den sechzig ans Messer gelieferten Christen! Und dann war alles aus, Karriere und Richteramt, dann saß er selbst im Inquisitionskerker für seinen Lebensrest.

„Scherze, hochwürdiger Herr“, begann er quä-kend vor Angst, „Scherze wie unter Freunden gebräuchlich! Ein alter Spaß zwischen uns, das mit der Butter. Denn der Herr ist mein Freund, in der Tat! Unzertrennlich sind wir gewesen in den Bagni von Algier. Wär' mir sein Name vor Augen gekommen — wahrhaftig, ich hätte den Richtern die Mühe erspart. Nichtwahr, Don Miguel, bei Euch, da obwaltet kein Zweifel. Ein Gottesstreiter wie einer, Held in christlichen Schlachten, zeigt Eure Hand, Ihr gabt sie im Kampf für den Glauben! De Cervantes Saavedra, Ihr Herren, das ist bester, alter, reiner christlicher Adel, vor acht Jahrhunderten schon im Pyrenäengebirge bewährt. Ich zeuge persönlich! Ich büрге! Ich beantrage Niederschlagung, ehrenvolle Einstellung des Verfahrens.“

Würde das dem Feinde genügen? Angstvoll starrten die trüben Augen. Der Atem ging laut, sein ekler Geruch zog über den Tisch. Die beiden anderen Richter blickten mit zusammengezogenen Brauen auf den erregten Verteidiger. Hier war nicht alles im Lot, das sah jeder. Doch sein Zeugnis war zwingend. Und was lag schließlich auch an dem einen Prüfling unter zehntausend.

Cervantes ließ sich Zeit. Es war eine genußreiche Minute. Stark wandelte die Versuchung ihn an, *nicht* klug zu sein, den Glücksfall *nicht* zu benutzen, sondern diesem Verräter, der sich im



Richteramt spreizte, mit peitschenden Worten sein Teil zu verabreichen.

Er bezwang sich. Er schwieg. Er hob nur seinen Amtsstab, zielte genau und stieß mit der vergoldeten Spitze den Stinkenden vor den Bauch. Es konnte zur Not als rauhe Liebkosung gelten. Aber eigentlich war es, als hätte er ihm geradeswegs in das feige Gesicht gespien.

Ohne ein Wort, ohne jemand zu grüßen, verließ er den Saal.

Gutierrez daheim war voller Entzücken. Nicht satt hören konnte er sich an der guten Geschichte. „Mit dem Stock! Vor den Bauch! Nicht übel, mein Miguel!“ Er holte aus dem Keller seinen feurigsten Aledo. Aber als sie bei der dritten Flasche waren, wurde Cervantes einsilbig.

„Du hättest nicht etwas Schreibpapier, Thomas? Irgend ein Heft.“

Gutierrez brachte ein Ausgabenbuch vom Vorjahr herbei, abgegriffen und ziemlich fleckig. Die Rückseite der Blätter war unbeschrieben. Cervantes stieg etwas unsicher die Treppen zu seiner Kammer hinauf. Er schloß sich ein. Er blieb unsichtbar.

Am Abend überreichte er Gutierrez sein Werk. „Lies es nur gleich! Dich geht es auch an.“

„Mich?“

Im gepflasterten Höfchen draußen war es noch

hell. Gutierrez setzte die Brille auf. Nicht lange, so hörten seine Gäste ihn unmäßig lachen. Die Tränen liefen ihm herunter vor lauter Vergnügen.

Mit ausgebreiteten Armen kam er auf Cervantes zu, als er zu Ende war. „Mein Miguel, was für ein Meisterstück! So etwas von Witz, von gespitzter Satire! Wem da nicht die Haut brennt! Und alles natürlich und fein, garnicht rüpelhaft, alles nur Geist. Das hätte mir unter die Finger kommen sollen, als ich noch Schauspieler war. Den Schlaukopf Chanfalla, den hätt' ich wohl spielen mögen!“

„Du sollst ihn spielen.“

„Nicht dein Ernst! Ich! Heute! Als Gastwirt! Mit dieser Figur!“

„Was weiter? Ein *dicker* Schlaukopf Um so besser zu leiden.“

Es gab auch wirklich gar keine Schwierigkeit. Der Direktor, der eben im „Corral del Rey“ ein Gastspiel absolvierte, war entzückt. Der satirische Sinn und die komische Wirkung des kleinen Werks sprangen sofort in die Augen. Und Gutierrez, einst als Komödiant populär, jetzt als Wirt, bedeutete eine Anziehung mehr.

„Und die Zensur“, fragte Cervantes gewissenhaft, „sie wird Euch nicht kratzen?“

„Braucht ihr nicht vorgelegt zu werden, Don Miguel. Zwischenspiele bekümmern sie nicht. Solang Ihr's nicht drucken laßt . . .“

Langer Aufschub war nicht vonnöten. „El retablo de las maravillas“ war mit zwei Proben einstudiert. Am Morgen war es niedergeschrieben worden, am Freitag, dem 12. August, sollte die Ausführung sein.

Es war ein strahlend heißer Tag. Über den ganzen Spielhof war hoch oben ein Sonnendach aus Segeltuch ausgespannt, eine Neuerung, die aber heftig kritisiert wurde, denn sie machte eigentlich den Aufenthalt nur noch dumpfer. Die Vorstellung begann, jetzt im Sommer, um vier.

Ausnahmsweise spielte man einmal kein Stück von Lope, sondern aus lokalpatriotischen Gründen eines von Juan de la Cueva, der ein Sohn der Stadt war. Seit Jahren lief er den Direktoren das Haus ein, beklagte sich über Neid, Mißgunst, schnöde Zurücksetzung, hatte sogar die Behörden mobil gemacht. An einem Logenfenster über der Frauengalerie zeigte man ihn sich: einen gelbgesichtigen Herrn mit bitteren Zügen, der sich schon jetzt bei Beginn unablässig den Schweiß abwischte.

Sein „Tod des Ajax“ hatte vier Akte statt der üblichen drei. Auf diese Neuerung war er stolz. Aber leider beherrschte Cueva sein Handwerk nicht. An Stelle kräftiger Handlung gab es lange Berichte, statt des Zusammenpralls der Gefühle pathetische Deklamation. Das Publikum langweilte sich tödlich. Einzelne Pfiffe ertönten. Aber für

energische Kundgebungen war es glücklicherweise zu heiß.

Die Zwischenspiele nach den ersten zwei Akten waren witzlose Rüpelszenen, die auch keinem Spaß machten. Der dritte Akt bestand überhaupt nur aus wirren Ergüssen. Die Leute stöhnten. Scharf roch es nach Schweiß.

Cervantes hielt sich im Haufen, nahe der Bühne. Niemand wußte von seiner Autorschaft, die Anschlagzettel am Eingang erwähnten sein Stückchen garnicht. Nur Gutierrez' Neuauftreten war am untern Rande vermerkt. Manche waren seinetwegen gekommen.

Als er sich nun auf der Szene zeigte, im roten, geflickten Gewand eines fahrenden Hanswursts, brach gleich Klatschen und Rufen los. Er schmunzelte geruhsam. Sein Rock war ihm vorne durch den ungeheuren Bauch viel zu kurz, und er wirkte wie eine schwangere Frau. Mit dem Lärm einer Schmiede brach seine Stimme aus dem gewaltigen Leib.

Es war die Geschichte von dem Schmierendirektor, der eben mit seiner Frau und einem buckeligen Musikanten im Städtchen ankommt, ohne Truppe, ohne Kostüme, ohne Kulissen, und der sich vornimmt, sein Publikum trotzdem zu schröpfen. Er hält sich an die Honoratioren. Er kennt ihre Rassennarrheit, ihre manische, panische

Angst um das reine Blut. Er verspricht ihnen eine Vorstellung voll der rarsten Wunder. Allerdings werde nur der seine Freude dran haben, der wirklich ganz rassenrein ist. Maurenabkömmlinge, Judenstämmlinge, die sehen nichts!

Und nachdem er vorausbezahlt worden, schlägt Direktor Chanfalla sein Zaubertheater auf. Schnell ist das geschehen. Nichts trennt das Nichts seiner Bühne vom auserlesenen Publikum. Der Bürgermeister ist selber zugegen. Gemeinderat Juan Castrado sodann, der aussieht so wie er heißt. Benito Kohlkopf, der Stadtrichter, „drei Finger hoch Altchristenfett auf den Rippen“. Herr Strohkorb, der Ratsschreiber. Zusamt ihren Damen.

Und er zeigt ihnen, was noch keiner erschaut hat, weist ihnen seine Wunder auf einem leeren, kahlen, nackten Brett. Gehorsam sehen sie alles. Denn sähen sie nichts, so wäre ihr Stammbaum verdächtig.

Mit anpreisendem Baß, unter gutmütig-frechem Spiel seiner breiten Züge, führt ihnen Gutierrez zuerst den biblischen Simson vor, wie er halbnackt und riesenstark die Säulen des Tempels einreißen will.

„Großartig!“ ruft der Herr Strohkorb, „ich sehe tatsächlich den Simson, als wär' er mein christlicher Großvater. Ich muß da wahrhaftig ein ganz feiner Altchrist sein!“

„Aufgepaßt! der wütige Ochse! Ihr wißt schon: vorigen Monat hat er in Salamanca den Lastträger aufgespießt. Achtung, da kommt er!“

Und alle werfen sie sich zu Boden, als hätten sie Angst vor dem Ochsen. Aber sie haben nur Angst vor einander.

„Eine Herde von Mäusen! Da! Weiße, schek-kige, himmelblaue, karierte. Hunderttausend Mäuse sind da!“

Und die reinblütigen Damen retten sich kreischend.

„Jordanwasser, Jordanwasser! Ein Sturzbad von Jordanwasser!“ Gutierrez greift mit gespreizten Händen zum Himmel. „Macht alle Weiber schön, aber die Mannsbilder kriegen fuchsrote Bärte!“

Und alle tun, als liefe ihnen das Wasser schon den Buckel hinunter und bis in die Hosen, und jeder zweifelt an seiner Rasse und schielt nach den anderen und schreit umso lauter.

Gutierrez steigert sein Tempo. „Ein Herkules“, dröhnt er, „Herkules mit dem Schwert in der Faust! Ein paar Dutzend Honigbären! Und Löwen dazu! Tiger! Zwei feurige Drachen! Macht Euch nur dünn, versteckt Euch, kriecht unter die Stühle!“

Und in zitternder Angst um ihre „Limpieza“, mit Gezier und Gemaul und Gemecker, flüchten Kohlkopf, Kastrat und Strohkorb samt Weiblichkeit vor der leeren Luft.



Als dann zuletzt ein leibhafter Offizier auftritt, mit einem Quartierzettel für seine Kompanie, da glaubt der Bürgermeister nicht, daß er *wirklich* ist. Endlich sieht er etwas! Endlich sehen sie alle etwas. Vielleicht haben sie *doch* kein jüdisches Blut! Und sie treiben ihren Spaß mit dem Offizier, ganz ausgelassen vor Rassenglück, so lange, bis dem die Geduld endlich reißt und die ganze reinblütige Gesellschaft ihre Prügel bezieht. Denn mit Prügel muß ein Zwischenspiel enden . . .

Jubelgeschrei und Bravogelächter. Ein tosendes Durcheinanderreden erhob sich aus dem Parterre. Das war etwas für die „Musketiere“! Die standen nicht im Fleischsteuer-Katalog! Am liebsten hätten sie das ganze Stückchen gleich nochmals gehört. Es dauerte lang, bis der letzte Akt des „Ajax“ beginnen konnte.

Auf den vornehmen Plätzen verhielt man sich zurückhaltend und verstimmt. Hinter seinem Logenfenster sah man den bitteren Cueva mit empörtem Mienenspiel gestikulieren.

Cervantes wartete das Sterben des Ajax nicht ab. Von niemand beachtet verließ er den Spielhof und wartete draußen, hinter der Häuserwand, auf Gutierrez. Bald erschien er auch, schwitzend, schlecht abgeschminkt, umarmte Cervantes und verabreichte ihm einen schallenden Kuß auf die Stirn.

Dann zogen sie Arm in Arm durch die abendlich volkreichen Gassen und über die Brücke nach Haus. Sie waren in strahlender Laune, fast wie berauscht, und sie sangen:

„Limpieza, limpieza,  
Gran burrada y torpeza.“

Es war ein schlichtes Liedchen, soeben erfunden, und sein Text bedeutete ungefähr:

Rassenrein, rassenrein,  
Will heut jeder Esel sein.

Sie sangen es viele Male.

Aber als sie in der „Griechischen Witwe“ anlangten, empfing sie in der Schankstube laute Aufregung. Ein Reeder aus Lissabon war da und hatte Nachricht von der großen Armada gebracht. Sie war unter ihrem reinrassigen, nur leider nicht seefesten Admiral entsetzlich zu Grunde gegangen.

**M**an hatte vieles voraussehen können: die Hilflosigkeit der schweren Galeeren, die Gefahr einer fehlenden Basis in Holland, die Schwierigkeit des Zusammenschlusses mit dem flandrischen Landheer. Furchtbare Stürme fielen Philipps schwimmende Festungen an. Aber die letzte Entscheidung kam von den englischen Seeleuten. Des Kampfes um die bürgerliche und religiöse Freiheit klar bewußt, unter geschickten und verwegenen Kapitänen, schlugen sie die plumpe Streitmacht des alten Glaubens in Trümmer.

Als unfähig hatte Admiral Medina-Sidonia sich selber bekannt. Doch er erwies sich zudem als feige. Als noch vieles zu retten war, ergriff ihn die Todesfurcht, und er floh sinnlos nach Norden. Um seine Flotte kümmerte er sich nicht ferner. Halbzerstört, leck, ohne Lotsen, trieb der Rest der spanischen Kolosse hilflos an Schottlands, Irlands, Norwegens Küsten entlang.

König Philipp hob kaum den Kopf von seinen Papieren, als er im Escorial die zerschmetternde Nachricht empfing. Seine Beherrschung blieb sich auch in der Folge gleich. Er trug die Schuld. Er wälzte sie nicht auf andere. Gnädig empfing er den heimkehrenden Admiral. Und er ließ Gott in den Kirchen danken, ganz als wäre ein Sieg erfochten. „Es macht nicht viel aus“, war seine gelassene Äußerung, „daß sie uns die Zweige abgehauen

haben, solange der Baum bleibt, aus dem wieder neue hervorgehen.“

Aber es war nicht an dem. Der Stamm war getroffen. Für immer war es aus mit der spanischen Seemacht, mit katholischem Weltregiment.

König Philipp hatte sein Alles auf die eine unfehlbare Karte gesetzt. Die militärischen und die materiellen Kräfte seiner Völker waren geopfert.

Zwanzigtausend der besten alten Soldaten lagen auf dem Grund des Kanals. Dort lagen die adeligen Herren, die sich die Zeit vor der Ausfahrt so prahlerisch und standeswürdig vertrieben hatten. Dort lagen übrigens auch die Scharen von spanischen Ammen, die auf der Kampfflotte mitgenommen worden waren, damit die englischen Säuglinge keine Ketzermilch mehr, sondern gleich Papistenmilch zu trinken bekämen.

Zwanzig Millionen Dukaten waren vertan. Es war kein Real in den Kassen. Philipp wandte sich an seinen Vizekönig in Peru um rasche Entsendung von Hilfgeldern. Aber dort beherrschten Piraten das Meer, Räuber die Landstraßen. Es war nichts zu bekommen. Neue Anleihen also bei den europäischen Bankiers, ganz gleich zu welcher Bedingung! Allein der Großkönig der katholischen Welt hat keinen Kredit mehr. So hält er sich an das eigene, schon weißgeblutete Volk.

Alle Steuern, direkte und indirekte, werden er-

höht, die Ämter beauftragt, mit verdoppelter Schärfe vorzugehen.

Wie ein Verdammter zieht Miguel Cervantes seines unseligen Wegs. Ihm ist, als wäre er ihn immer gezogen. Zwischen Malaga und Jaen, zwischen Granada und Jerez gibt es keinen steinigen Pfad, den die Hufe seines Maultiers nicht kennen. Immer wieder kommt er die selben Straßen, er scheint sich selber entgegenzureiten wie ein Gespenst.

Er kassiert seine Gelder ein, requiriert Naturalien, kämpft mit den Ortsbehörden, wird handgemein mit den Bauern, gibt plötzlich nach, von Erbarmen, Müdigkeit, Düsternis überwältigt. Er läßt selber das Korn mahlen, steht an der Waage, versteckt bares Geld, das er eingenommen hat, schläft nicht, weil er für seine Vorräte fürchtet. Auf kurze Tage kehrt er immer nur ein in Sevilla, betrübt sieht Gutierrez, wie von seiner frohen Laune das Letzte verschwindet, er lebt in einem Wust von Rechnungen, Quittungen, Auszügen, Listen, Verzeichnissen, Referaten, Bittschriften, Denunziationen und Protokollen. An seinen Vorgesetzten findet er nie eine Stütze. Ewig ist er in Konflikt mit der Bureaukratie von Sevilla. Der vornehme Guevara vollends in der Residenz ist der Feind seiner ausführenden Organe. Ängstlich und eng will er nur eines: um des Himmels willen kein

Aufsehen! Wie er stirbt, ist sein Nachfolger Isunza nicht besser. Seine privaten Geschäfte sind undurchsichtig, stets weiß er den Verdacht so zu lenken, daß er auf seine Einnehmer fällt. Wenn die Bevölkerung gegen sie losbricht, läßt er sie freudig im Stich. An einem Septembertag in Castro del Rio — einem zwanzigsten — wird Miguel Cervantes in den Schuldturm gesteckt, auf Weisung irgend einer Instanz. Kein Mensch weiß genau, warum. Nach wenigen Tagen schon wird er entlassen, wieder weiß niemand, warum. Auf den habgierigen Isunza folgt Herr de Oviedo, ein unerträglicher Pedant. Wegen eines Läpperbetrags gehen Aktenstöße zwischen Madrid und Sevilla hin und her. Ein geübter Rechner selbst konnte sich in diesen verwickelten Zahlenkolonnen nicht aus. Und Cervantes hat keinen Sinn für Zahlen. So schließt er die Augen. Ein Fehlbetrag von 70 Talern wird angemahnt. Er schickt seine Quittungen. Auf einmal sind aus den 70 Talern 450 geworden, niemand erklärt ihm, wodurch. Er antwortet gar nicht, pilgert weiter seines höllischen Weges. Er hört auch nichts mehr. Die Sache schläft ein. Er weiß selbst nicht mehr, ob seine Rechnung in Ordnung war oder nicht.

Wie soll er es wissen! Sein Gehalt wird nicht pünktlich bezahlt, Monate lang bleibt es aus. Und es ist ihm nicht erlaubt, Gehalt und Reisediäten



von den Steuergeldern in Abzug zu bringen. Er tut es dennoch. Alle machen es so. Wovon hätte man existieren sollen! Aber nun ist er völlig im Netze gefangen. Unmöglich, das verfluchte Amt jetzt noch hinzuwerfen, er wäre sofort der Unterschlagung verdächtig. So wird er denn ewig weiterziehen, bis ihn einmal sein Ende in irgend einem Dorfwirtshaus ereilt.

Immerhin, es gab doch noch Leute, die groß von seiner Staatsstellung dachten. Einen zum mindesten gab es. Auf Umwegen erreichte ihn ein Brief seines Bruders Rodrigo, der noch immer in Flandern diente, im Regiment Villar. Er war immer noch Fähnrich, ein bald fünfzigjähriger Fähnrich. Und vom Einfluß des angebeteten Bruders fest wie je überzeugt. Schüchtern, schamhaft fragte er an, ob denn Miguel nicht irgend etwas zu seiner Beförderung tun wolle. Es werde ihm doch ein Leichtes sein. „Du, mein Miguel, als Generalintendant . . .“

Einmal, ein einziges Mal, versuchte der Geplagte dennoch, der Tretmühle zu entkommen.

Die Mitglieder des „Rates für Indien“ waren vermutlich erstaunt oder fanden es komisch, als sie in ihrem Einlauf das Gesuch eines gewissen Cervantes fanden, der seine unbekannte Person für wichtige Kolonialämter vorschlug.

Was für Mühe hatte es ihn gekostet, die vier er-

ledigten Posten in Erfahrung zu bringen, die in dieser Eingabe figurierten! Es waren sehr verschiedene Ämter: Gouverneur der Provinz Soconusco in Cartagena. Richter der Stadt La Paz. Finanzminister für das Königreich Neu-Granada. Wie gestochen war das Gesuch ins Reine geschrieben, sauber gefalzt, adressiert an den Ratspräsidenten.

Er machte sich auf monatelanges Warten gefaßt. Der Geschäftsgang der Kammern war schleppend. Wenn nur inzwischen die vier Posten nicht alle besetzt wurden! Er träumte von einer neuen, reineren Welt, einer erneuerten Jugend.

Aber schon nach wenigen Tagen war der Bescheid da. Er war kurz und war schnöde.

„Soll sich hierzulande was anderes suchen. Dr. Nunez Morquecho, Referent“, stand am rechten, untern Rande der Bittschrift.

Etwas anderes? Es gab unter den siebzigtausend Ämtern, die König Philipp zu vergeben hatte, für Miguel Cervantes kein andres als das ihm verhasste. Und auch in diesem hing er von kleinlicher Willkür ab. Denn als er von seinem nächsten Einnehmertritt in die „Griechische Witwe“ heimkehrte, fand er die Mitteilung vor, sein Gehalt sei von zwölf Realen am Tag auf zehn herabgesetzt worden. Beliebter Einsparung halber.

In diesen Tagen starb seine Mutter. Sie starb nicht in Alcala. Sie starb in Madrid bei Fremden,

in der Wohnung eines Gerbers und Lumpenhändlers.

Es war nicht logisch, daß Miguel diesen Tod mit seinem verringerten Beamtengehalt in Zusammenhang brachte. Es war sogar unsinnig. Aber er wurde den Gedanken nicht los. War es nicht, als wollte die Mutter ihrem gehetzten Sohn nun nicht länger zur Last fallen? Genau die sechzig Realen, um die man ihn monatlich verkürzte, waren ihre regelmäßige Rente gewesen.

Seltene Vorstellungen und Verknüpfungen, Schrullen beinahe, traten jetzt häufiger bei ihm auf. Gutierrez beobachtete den Freund mit Sorge, mit Kopfschütteln.

Der Vertrag zum Beispiel, den er mit dem Theaterdirektor Osorio abschloß, konnte kaum als das Werk eines verständig-praktischen Mannes gelten.

Es war derselbe Osorio, der die schöne Elena Velázquez geheiratet hatte, Lope de Vegas Geliebte. Er besaß einen Namen in der Theaterwelt, das Gastspiel, das er augenblicklich hier in Sevilla veranstaltete, war Tag für Tag ausverkauft. Er hatte für diese Zeit Quartier in der „Griechischen Witwe“ genommen, in Begleitung von Elena, die, sehr in die Breite gegangen, gleißend und schweigsam neben ihm zu sitzen pflegte, die schönen Augen leer träumend in eine Ferne gerichtet.

Mit ihm also schloß der Steuerbeamte Miguel Cervantes seinen Kontrakt. Es muß gesagt werden, daß die Paragraphen zu Stande kamen, als viel getrunken worden war. Mit mißtrauischen Augen beobachtete der servierende Gutierrez das Paar in der Ecke. Cervantes, so wurde bestimmt, soll sechs Komödien für Herrn Osorio schreiben. Herr Osorio verpflichtet sich, alle sechs aufzuführen, stets binnen zwanzig Tagen nach Ablieferung des Manuskripts. Honorar je 50 Dukaten. Aber nur dann soll dieses Honorar zu entrichten sein, wenn sich bei der Aufführung eines Stückes herausstellt, „daß es eines der besten ist, die man jemals in Spanien gespielt hat.“

Dies zeigte Cervantes voller Stolz Gutierrez. Der blickte bald in sein Gesicht, bald auf diesen Vertrag, an dem Illusion und Trotz so seltsam gleichmäßigen Anteil hatten.

„Mein armer Miguel“, sagte er nur. Glaubte der Freund denn wirklich, hier etwas in Händen zu halten? „Eines der besten“ — das hieß doch garnichts. Wer entschied denn über den Wert? Das Publikum? Oder Osorio selbst? Dort hinten in seiner Ecke saß er beim Wein, die schöne, fette Frau stumm neben sich. Lachte er nicht? Gewiß, er lachte. Er lachte den armen Miguel aus.

Nie wurde eines von den sechs Stücken geschrieben.

So hatte er denn aller Dichtung völlig den Rücken gewendet? Das nicht. Da gab es zum Beispiel in Saragossa ein Poetenturnier zu Ehren des heiligen Hyazinth: er schickte Verse hin und gewann drei silberne Löffel. Er schrieb auch noch anderes. Für den Doctor Diaz etwa ein Einleitungsgedicht zu seinem Buch über Nierenkrankheiten. Für schwachbegabte Liebhaber Kanzonen fürs nächtliche Ständchen, zu zwei Realen die Strophe. Er schrieb auch um Gotteslohn Romanzen für Straßenbettler.

Einmal, ein einziges Mal, erhob der Geschlagene zu anderem Ton seine Stimme.

Vor Cadix überfiel eine englisch-holländische Flotte spanische Schiffe, vernichtete sie und drang in den Hafen ein. Klägliche Gegenwehr! Die Kanonen brachen zusammen vor Altersschwäche wie einst in Oran, keine Kugel paßte zum Kaliber der Rohre, unverteidigt überließ man die reiche Stadt dem plündernden Feind. Aber als alles zu Ende war, Cadix geräumt, die Engländer fort, da zog wie ein Triumphator, unter Vorantritt von Bannerträger und geputzten Toreros, der ein, der sie hätte beschützen sollen: der „Generalkapitän des Ozeans und der andalusischen Küsten“, Herzog Medina-Sidonia, vom König noch immer geehrt und befördert.

Das Sonett, das diesen Vorgang glossierte, form-

voll, von einer leise sausenden Ironie, wurde nicht sogleich gedruckt. Auf geschriebenen Handzetteln ging es in Cadix und Sevilla von Kneipe zu Kneipe. Es stand kein Name darunter, doch manche wußten, daß es einen gewissen Cervantes zum Verfasser haben sollte, der angeblich sogar Beamter war. — Beliebter hatte er sich schwerlich gemacht. Die großen Herren hingen zusammen, waren versippt und befreundet, Jagd- und Bankettgenossen. An den vorgeordneten Stellen suchte man nach Gelegenheit, dem verdächtigen Subalternen am Zeuge zu flicken. Gelegenheit bot sich.

Wieder einmal war er zur Rechnungslegung nach der Hauptstadt beschieden. Da die Straßen unsicher waren, deponierte er den abzuliefernden Betrag bei dem Bankhaus Freire de Lima, gegen Wechsel auf Madrid. Als er anlangte, war bei dem dortigen Korrespondenten keine Deckung vorhanden. Freire de Lima hatte Bankerott gemacht und war durchgebrannt. Ein Vermögensrest war vorhanden. Mühsam erreichte Cervantes, daß seiner Forderung, die öffentliche Gelder betraf, ein Vorrang zugestanden wurde. Er bezahlte den Fiskus. Er atmete auf.

Aber nun tat man an oberer Stelle, als hätte er schuldhaft doch irgend etwas mit diesem Fallissement zu schaffen gehabt. Er wurde vom Amt suspendiert.



Gutierrez tröstete ihn. Das Bett und der Teller Suppe seien immer für ihn vorhanden, er möge doch froh sein. Er war auch beinahe froh. Er schief sich aus, fand wieder Lust an Gesprächen, wärmte in der guten Sevillaner Sonne seine alternenden Knochen.

Allein in Madrid ruhte man nicht. Ganz unversehens ordnete die Oberrechnungskammer eine Nachprüfung aller seiner Konten aus dem Jahr 1594 an. 1594 — das lag vier Jahre zurück.

Jetzt hätte er wach und exakt sein müssen. Methodisch die Dokumente und Zettel sichten, die in seiner Gasthofstruhe in Bündeln vergilbten. Wie war das damals in Salorena? In Baza, in Loja, in Almunecar?

Doch er vermochte es nicht. Er war sterbensmüde. Es ging gewiß alles in Ordnung, die Quitungen mußten ja da sein. Es wäre geraten gewesen, sofort wieder nach Madrid zu reisen. Er stellte sich taub. Er blieb in Sevilla.

Da erfolgte der Donnerschlag. Eine königliche Verfügung langte an, zu Händen von Don Gaspar de Vallejo, Rat am Obergericht für Andalusien.

Der gewisse Cervantes Saavedra habe sich auszuweisen über Steuereingänge in Höhe von 2557029 Maravedis. Ein Fehlbetrag sei bereits konstatiert: 79804 Maravedis. Der Cervantes habe sich binnen drei Wochen vor den Oberrechnungs-

kammern persönlich zu stellen. Für sein Erscheinen dort und für die geschuldete Summe seien unverzüglich Bürgen zu benennen. Mangels tauglicher Bürgen jedoch sei Cervantes zu arretieren und sofort in Schuldhaft zu setzen.

Die Beträge sahen gewaltiger aus, als sie waren. Die Gesamtsumme stellte sechstausend Taler dar, der Fehlbetrag noch keine zweihundert.

Gutierrez eilte zu Herrn de Vallejo. Die zweihundert Taler sei er bereit zu bezahlen.

Herr de Vallejo sah ihn feindselig an. Nicht darum handle es sich. Es handle sich um den *ganzen* Steuerbetrag, um Bürgschaft für 2 557 029 Maravedis.

Das war offenkundiger Unsinn, eine mit Willen bösertige Deutung des königlichen Edikts.

Gutierrez kam in sein Gasthaus zurück. „Sie verlangen Sicherheit für sechstausend Taler, mein Miguel. Nicht schlimm eigentlich. Wenn ich die „Witwe“ hypothekarisch ein wenig belaste . . .“ Miguel war schon dabei, seine Sachen zu packen. Er richtete sich auch nicht empor, vielleicht um seine Augen nicht sehen zu lassen. Er murmelte, über die Truhe gebückt:

„Etwas zu essen kannst du mir manchmal schicken und ein Quart Wein! Die Verpflegung soll miserabel sein in Euerm berühmten Gefängnis.“

## DER SELTSAME KERKER

**E**s gab im spitzbubenreichen Sevilla keinen Ort, wo so planmäßig und ohne Mitleid gestohlen wurde wie im königlichen Gefängnis. Auch hieran, in klarer Verkettung, trugen König Philipps Unternehmungen schuld.

Zur Armada-Zeit nämlich, in drückender Geldnot, hatte er einem reichen andalusischen Granden, dem Herzog von Alcala, diesen Kerker verpfändet. Der Herzog war ein zu vornehmer Herr, um das anrühige Objekt selber auszubeuten, er verpachtete es an den Meistbietenden weiter. Dieser Pächter, der nun Direktor war, nützte seine zweitausend Sträflinge nach Kräften aus. Nie sank diese Zahl. Jahrzehnte lang wurden hier zweitausend Menschen geschröpft und bestohlen und bezahlten so nachträglich ein paar von Philipps Prunkschiffen, die auf dem Grunde des englischen Kanals verfaulten.

In diesem Gefängnis war nichts umsonst. Wer etwas essen wollte außer dem schlechten Brot, mußte bezahlen. In dem riesigen Bau befanden sich vier Kantinen: Wein und Speisen lieferte der Direktor. Mehrere Läden verkauften Grünzeug und Früchte, Essig und Öl, Kerzen, Tinte, Papier: von jeder Zwiebel, von jedem Federkiel hatte der Direktor seinen Gewinn. Erhielt jemand Eßwaren von außerhalb, so war ein Zoll zu entrichten. Alles war tarifiert. Das Bodenausfegen, das Entflohen

der Betten, das Reinigen der Wände von Wanzen, die Erlaubnis zum Lichtbrennen, alles hatte seinen genauen Preis. Die Wächter forderten unverhohlen, und wer nicht freiwillig gab, dem wurde das Seine genommen. Man zog dem Gefangenen einfach die Kleider aus und versteigerte sie in dem Trakt, der ganz öffentlich „Trödelmarkt“ hieß.

Überhaupt wurden hier alle Dinge beim rechten Namen genannt. Drei hintereinander liegende Tore besaß das Gefängnis: das goldene, das silberne und das von Kupfer, so benannt nach den Bestechungssummen, die bei der Ankunft erlegt wurden. Je nach Bezahlung war dann das Quartier. Man konnte sehr gut wohnen in diesem Kerker, in behaglichen Einzelzimmern des Oberstocks, und man konnte höllisch wohnen, zu zwei- und dreihundert beisammen in stinkenden Menschenpferchen.

Cervantes, der von diesen Bräuchen wenig wußte und auch mit Geld schlecht versehen war, sah sich in die „Eisenkammer“ versetzt, einen großen, niedrigen Raum im ersten Stockwerk, dessen viel zu kleine Fenster auf die schmale Posamentergasse hinausgingen.

Hier lag Strohsack an Strohsack. Gezank, Geschrei und Gelächter rissen nicht ab. Eine zweideutige und verrückte Lustigkeit herrschte. Ringsum wurde gespielt. Unter wüstem Gefluche nah-

men die Ärmsten sich ihre Kupferdreier ab oder „auf Ehrenwort“ ihre zukünftige Beute. Zunächst aber kostete jeden das Glücksspiel nur Geld. Denn Karten und Würfel verlieh der Direktor.

An diesem ersten Tag rührte sich Miguel Cervantes viele Stunden lang nicht von seiner Bettstatt. Starb man nicht Hungers hier oder wurde von den Läusen aufgeessen, so hatte man für Wochen zu schauen. Es war ein ungeahntes Menschengemisch.

Denn hier existierte kein Unterschied nach dem Grunde der Haft. Sträfling, Untersuchungsgefangener oder Schuldhäftling — alles galt völlig gleich. Der Kaufmann, der einen Wechsel nicht einlösen konnte, schlief neben dem abgeurteilten Räuber. Der Stutzer, der seinem Schneider schuldig geblieben, wurde vom Muttermörder gehänselt, für den im Hof schon der Galgen gerichtet war. Einbrecher und Raufer, Fälscher und Falschmünzer, Sodomiten und Kinderschänder lebten mit Leuten, die garnichts getan hatten und das erst beweisen sollten, in phantastischer Gemeinschaft. Durch einen vergitterten Schacht blickte man in das Weibergefängnis, das unterhalb lag. Diese Öffnung war immer belagert. In zehn Stunden lernte Cervantes mehr plastisch unflätige Redensarten kennen, als ihm sonst sein Wanderdasein in zehn Jahren vor die Ohren gebracht hatte.

Die Tür zur „Eisenkammer“ stand offen. Die Insassen gingen ab und zu. Besuch aus der Stadt erschien jeden Augenblick und wurde tobend empfangen. Aber als Cervantes aufstand, um draußen irgendwo frische Luft zu schöpfen, wurde ihm mit gekreuzten Hellebarden der Austritt verwehrt. Hierfür mußte bezahlt werden, einmal für immer. Auch die Ärmsten im Saal hatten dafür bezahlt — für das Recht, die Kloake aufzusuchen.

Er schloß Bekanntschaften an diesem Tag. Sie schlichen um ihn herum, setzten sich neben ihn, hauchten ihm ihren allzu würzigen Atem ins Gesicht und nannten würdevoll ihre Zunftnamen. Mit Achtung betrachteten sie seinen Stumpf, im offenbaren Glauben, er habe die Hand auf dem Richtblock verloren. „Schlechte Arbeit!“ bemerkte einer, „Anfängerarbeit, verhunzt und verschrumpelt!“ Miguel fühlte sich zur Aufklärung keineswegs bemüßigt; allzu oft hatte er von Lepanto erzählen müssen. „Gambalon“, stellte sich der andere vor, „auch der Schinken genannt, seit vorgestern Sklave Seiner Majestät“. Das sollte heißen, daß er seit vorgestern zur Galeere verurteilt sei.

„Weswegen denn?“ fragte Cervantes mit Höflichkeit.

„Straßenraub.“

„Ah!“

An der Türe entstand Bewegung. Jemand wurde



wie tot hereingetragen. Seine Freunde tränkten hastig ein Leintuch mit Wein und schlugen es um ihn.

Gambalon erhob sich, indem er sich formvoll entschuldigte. Dies sei Polarte, ein besonders guter Kumpan, zu wöchentlich zweimaliger Auspeitschung verurteilt. Das Geld sei leider nicht aufzubringen gewesen, um den Foltermeister zu kaufen. — Was denn das Vergehen des Herrn Polarte gewesen sei? — „Hat gesündigt mit dem, was man braucht.“ Und als Cervantes ihn fragend ansah: „Mit dem, was sich abnützt“, variierte er kurz und empfahl sich, von so viel Unkenntnis etwas peinlich berührt.

Nacht und Schlafzeit kam, aber deshalb noch keine Ruhe. Durch den riesigen Bau schallte der Wächterruf: „Torschluß! Torschluß! Torschluß zum dritten!“ Getrappel draußen, Gelächter, Geschrei. Ein Trompetenstoß folgte. Donnernd schlugen die Tore zu.

Der Saal übervölkerte sich. Viele von denen, die jetzt erschienen, hatte Cervantes tagsüber noch nicht erblickt. Alles drängte sich vor einen primitiven Altar, der ein mit Safranfarbe bemaltes Marienbild trug und darunter ein Lämpchen. Ein stämmiger Mensch, der seine Capa so drapiert hatte, daß es fiel wie eine Soutane, zündete zwei Wachskerzen an. Mit Erstaunen bemerkte Cervan-

tes eine kurze Peitsche in seiner Hand. Wer sich noch auf dem Strohsack lümmelte oder sein Würfel nicht unterbrach, den jagte er auf. Endlich sangen sie alle einstimmig das Salve mitsamt den Responsorien. Dann befahl der mit der Peitsche ein Avemaria und vier Paternoster. Und die befremdliche Veranstaltung endete damit, daß der Chor aus vollem Halse brüllte: „Herr Jesus Christ, der Du Dein teures Blut für uns vergossen hast, habe Mitleid mit mir, denn ich bin ein armer Sünder!“

Es hallte und schallte gewaltig, die Worte schienen aus allen Mauern zu dringen. Es war auch so. Alle Gemeinschaftssäle waren gleichzeitig Schauplatz der gleichen Zeremonie. Dann klatschte der Wortführer mit seiner Peitsche, und im selben Augenblick öffnete sich auch schon die Tür, und herein stürzte, eine Moschuswolke vor sich her treibend, ein Schwarm von dreißig oder vierzig Weibern, feinsten Ausbruch von den „Compas“ und von den Calle del Agua. Es war offenbar, daß sie schon gewohnt waren, Nächte hier zu verbringen, zu kurzweiligem Trost.

Unmöglich für den Neuling zu schlafen. Es herrschte nicht die mindeste Aufsicht. Jeder tat hier, was ihm gefiel, und tat es öffentlich, mit Prahlerei. Licht kam vom Altar her und von zwei Heiligenbildern, links und rechts neben der Tür. Jede

halbe Stunde riefen die Wächter draußen hallend einander an wie die Schiffswachen: „Vela! Vela! Ahao!“ und stießen mit durchdringendem Klirren ihre Hellebarden auf die steinernen Böden.

Endlich war er doch eingeknickt. Da traf grelles Licht seine Lider. In phantastischem Fackelschein sah er vor sich eine maskierte Gruppe: den Henker im roten Kleid, zwei Polizeidiener und einen Pater. Sie schwenkten eine aussätzige Puppe, die einen Strick um den Hals trug. „So soll der Sünder des Todes sterben!“ riefen sie alle vier mit theaterhaft hohler Stimme und streckten bettelnd die Hände aus. Das sei jede Nacht so, erfuhr Cervantes von seinem Bettnachbar Gambalon, der sein Schnarchen kaum unterbrach, — die Veranstalter zahlten ein Monatsgeld an den Direktor.

Am Morgen ersah er keine Möglichkeit, sich zu waschen. Er händigte den Schließern die Hälfte seiner Barschaft ein und erhielt freien Austritt zum Hof, wo zwischen zwei soliden Galgen der Brunnen sprang.

Einige Stunden darauf wurden im Saal die Brote verteilt: immer für drei Gefangene ein großer, schwarzer, schlecht gebackener Laib. Aber da keinem Häftling ein Messer belassen war, mußten sie Hilfe in Anspruch nehmen. Im Gänsemarsch begab man sich zu dem beamteten Vorschneider, der den Laib in vier Teile zerlegte. Ein Mittelstück behielt

er für sich zum Weiterverkauf. Sein Pachtschilling an den Direktor sollte beträchtlich sein.

Wie Cervantes kauend auf seinem Strohsack saß und aus übernächtigen Augen den Weg zweier Wanzen verfolgte, die mühsam über die Rupfendecke wegstrebten, stand plötzlich Gutierrez vor ihm. Der Freund war rot im Gesicht und schnaufte vor Anstrengung oder Erregung. In seiner herabhängenden linken Hand trug er am dünnen Hals eine bauchige Flasche voll Rotwein. Er blickte auf das elende Lager, bemerkte auch eine der Wanzen — die andere war soeben verschwunden — und schnalzte bedauernd laut mit der Zunge. „Komm, Alter!“ sagte er nur. Miguel stand gehorsam auf. Sein Bündel war noch nicht ausgepackt. Gutierrez legte behutsam den Arm um ihn und führte ihn hinaus aus der „Eisenkammer“, über menschenwimmelnde Gänge und Stiegen. Miguel dachte nicht anders, als daß er frei sei; er traute Gutierrez alles nur Mögliche zu. Aber vor dem Kupfertor ging es jenseits eine Stiege hinauf. Er ließ sich geleiten.

Im obersten Stockwerk stand eine Tür offen. Ein ziemlich großes, unbewohntes Gemach lag vor ihnen. Es war sonnig und sauber.

„Logis und Kost bezahlt für einen Monat, mein Miguel. Aber so lange wirst du nicht bleiben. Setz deine Eingabe auf, sobald du den Kopf dafür hast.“

Dann zahlen wir ihnen ihre zweihundert Taler, und du bist frei!"

Gutierrez hatte seine bauchige Flasche auf den Tisch gesetzt. Die breit einfließende Septembersonne brach sich prächtig in dem rubinernen Wein. Cervantes schaute schwermütig darauf hin.

Als der Freund gegangen war, blieb er untätig mitten im Zimmer sitzen. Summend drang das Gelärm des närrischen Elendshauses in sein Gelaß.

In diesem obersten Stockwerk lag die Wohnung des Direktors und Pächters. Die übrigen Räume vermietete er. Die wenigen, die hier untergebracht waren, wurden sorglich bedient. Sie lebten wie in einem sehr ordentlichen Gasthof.

Nach kurzer Zeit erschien ein Wärter und brachte Schreibzeug und Aktenpapier. „Im Auftrag des Herrn, der eben gegangen ist! Für die Eingabe an die Behörde. Euer Gnaden möchten es ja nicht vergessen!"

Cervantes nickte.

„Wenn sonst für irgendetwas Bedarf ist — Euer Gnaden brauchen nur vor die Tür zu treten und in die Hände zu schlagen. Zum Abendessen gibt es heute Aal und dann Rindszunge mit Pfeffersauce. Es kann aber alles geändert werden.“

Gehorsam setzte sich Cervantes sogleich vor den Stoß Papier und tauchte den Kiel ein. Kein Zweifel daran: diese Schuldhafte konnte nicht dauern.

Der Fall lag ja klar. Was aber hernach? Was eigentlich war gewonnen für ihn, wenn die drei Tore hinter ihm lagen und er wieder draußen stand in den Straßen von Sevilla...?

Langsam schrieb er, mit kurialen Schnörkeln, die Überschrift:

„An den Herrn Präsidenten der Königlichen Oberrechnungskammer in Madrid.“

Aber dabei blieb es. Er kam nicht weiter. Von ungefähr war sein Blick in den Spiegel gefallen, der in geringer Höhe über dem Tisch an der Wand hing. Dieser Spiegel war ein billiges Ding, nicht aus Glas gefertigt, sondern aus poliertem Blech, dreieckig geformt, oben breit, unten spitzig, in einem Rahmen aus rotem Holz. Cervantes betrachtete sich. Lieber Himmel, sah er so aus! Waren sein Kinnbart und der lange, hängende Schnurrbart nicht kürzlich noch golden gewesen? Jetzt waren sie trübes Silber. Und diese langen, tiefen, schlaffen Falten neben der Nase. Der Mund... Er wies sich selber die Zähne. Wenn er noch acht oder zehn besaß, war es viel, und nicht zwei davon bissen recht aufeinander, alle standen sie in eigensinniger Isolierung umher. Die Augen allein schienen wie ehemals, in denen wohnte noch mutiges Leben. Sonst aber... Der schlechte Spiegel zog alles noch in die Länge, kläglich und komisch. Viele Monate hatte er sich nicht mehr



selber beschaut, jetzt fand er ein melancholisches Vergnügen daran, zu studieren, was das Dasein übrig gelassen hatte von ihm. Ohne daß er's recht wußte, begann er zu kritzeln, zu zeichnen. Ungelenk zeichnete er sich selber ab auf seinem Kanzleiblatt. Er strichelte sein Gesicht hin, hager und eckig, unmäßig lang und übertrieben krummnasig. Solch ein Porträt an den Kammerpräsidenten zu schicken, das müßte eindrucksvoller sein als alle Worte. Wenn er sich darstellte auf seinem Maultier, wie er über die steinigen Straßen dahirrte im verfluchten Dienst, den Amtsstab eingeklemmt unter dem Arm.

Er zeichnete das. Es gefiel ihm. Es wurde nicht das wohlgenährte, ärarische Maultier mit den feurigen Augen. Es wurde ein elendes, ausgemergeltes Gerippe von Pferd. Er selber thronte darauf mit dürrem Leib, endlose Beine traurig herniederhängend. Dem Stab unterm Arm gab er keine runde Bekrönung, sondern ließ ihn spitz auslaufen wie eine Lanze.

Zur Lanze die Rüstung. Er bekleidete sich mit einer Art Panzer und mit einem helmartigen Gebilde, daran kein Visier war. Sporen jetzt noch an die Stiefel, riesige Räder! Das war der Ritter, ihr Herren von der Rechnungskammer, der für eure Kassen auf Eroberung auszog im ausgesogenen Lande.

Der Ritter! Endlich hatte er absteigen dürfen vom Gaul und saß bequem im Gefängnis. Endlich hatte er Muße. Eine sonderbare Art von Wohlbehagen überkam ihn... Der gute Gutierrez, der ihm dazu verhalf! Einmal mußte der Mensch sich noch selber beschauen, ehe er ins Grab hinunterstieg, das nicht mehr gar ferne sein konnte.

Er begann in dem geräumigen Gemach auf und ab zu wandern, bemüht, Vergangenes zu sichten, zu klären.

Aber es war zu viel. Alles ging wirr durcheinander. Ein ununterscheidbares Wogen von Hoffnung, Entschluß und Enttäuschung, neuem Anlauf, neuer Enttäuschung. „Kirche, Meer oder Königshaus“ — Illusion und Enttäuschung. Ein Gerichtsvollzieher, verflucht, von Bauernfäusten mit Steinen beworfen! Glaubte er Gold in der Hand zu halten und tat er die Hand auf, so war es Kot. Die Venezianerin Gina stand im Zimmer, tückisch lächelnd aus weißem Gesicht. Don Juan d'Austrias Brief, Glückshoffnung seiner Jugend: Urteilsbrief zu langer Gefangenschaft. Illusion, Illusion! Weitergezogen, bis man alt war und steif, Chimären vor Augen, Chimäre des Glücks, Chimäre der Freiheit. Einmal hielt er die Freiheit wirklich im Arm. Enttäuschung, Enttäuschung! Ach, ihre Gestalt war nicht schön. Die Gemeinheit warf sich zur Richterin auf über den, der in Träumen lebte.

Es war nicht hell mehr im Zimmer. Er merkte es nicht. Der Wächter hatte Essen für ihn hingestellt. Er berührte es nicht. Er durchlief seine Jahre der Länge und Quere nach. Immer wieder kam er dieselben Straßen, der Ritter schien sich selber entgegenzureiten wie ein Gespenst. Illusion und Traum! Traum vom indischen Amt, Gouverneur oder Richter. Traum vom Dichterruhm, der entschwebte. Traum vom ländlichen Frieden im Mancha-Dorf...

Aber hier stockte er. Der Zeit in Esquivias zu gedenken erfüllte ihn immer mit einer dunklen Beschämung. Lange hatte er sich Catalina nicht mehr vor Augen gestellt, obwohl sein Kind bei ihr aufwuchs. Sein Kind — eine Illusion auch dies Kind. Jetzt sah er sie vor sich mit ihren Büchern. Sie saß auf dem Boden, um sich verstreut all die zerlesenen Bände voll edlen Unsinn, an den sie glaubte. Sah hunderttausend Catalinas im weiten Land, die an Hirngespinnsten sich sättigten, letztem törichtem Nachhall großer Vergangenheit. An all diesen Olivantes und Clarians, die mit leuchtender Waffe Riesen und Zaubergeister zu Boden warfen. Nicht so war sein Held.

Sein Held... Er trat an den Tisch. Im Flacker-schein der entzündeten Kerze beschaute er sein primitives Bildnis. Nein, sein Ritter war kein hold-seliger Jüngling, kein rosiger Cherub. Ein braver,

klappriger Alter, ein bißchen nährisch geworden durch all den verschollenen Spuk. Müßt' es nicht prächtig sein, so einen ausziehen zu lassen im Glauben, noch sei die Ritterzeit. Was für tolle und bittere Scherze, wenn er auf seiner knochigen Mähre durch das Spanien von heute ritt, durch die arma Mancha etwa, wo die Bauern sich um den Eierpreis sorgten. Wenn er allenthalben Kampfes Ehren ersah und zu erlösende Unschuld, als ein rührender Narr, der ewig zu fassen meint, was ewig entschwebt und zergeht. Und der überall seine Schläge bezieht, niedergeworfen wird, sich aufrichtet, weiterzieht, unenttäuschbar, mit starrem Greisenblick entgegen dem unverlöschlichen Schimmer der Illusion...

Von unten hallte der Torschluß-Ruf. Nun begann das plärrende Beten. Es drang durch Boden und Mauer, das Haus schütterte leicht vom tausendstimmigen Leiern der Ausgestoßenen. Er hörte es schon nicht mehr. Er ergriff seinen Kiel. Auf dem Blatt mit der Adresse des Präsidenten, dicht unter dem gekritzelten Bildnis fing er zu schreiben an: „Noch nicht lange ist's her, da lebte in einem Dorfe in der Mancha, auf dessen Namen ich mich nicht besinnen mag, ein Hidalgo. Er war einer von denen, die einen Spieß und einen alten Lederschild im Waffenschrank haben, einen magern Klepper im Stall und ein Windspiel zur Jagd...“

## ESCORIAL

Es roch nach Verwesung.

Das Fenster der heißen Schlafkammer stand offen gegen den Septembertag. Räucherwerk war entzündet. Doch der Todesgeruch blieb. Seit Wochen zerfiel und zerging König Philipp bei noch atmendem Leib.

Er war mager wie ein Skelett. Aber einzelne Stellen des Körpers hatte die Wassersucht glasig hoch aufgetrieben, daß es grausig zu sehen war. Seine offenen, schwärenden Wunden sonderten Tag für Tag Schalen voll Eiter ab. Ihn zu verbinden, zu waschen, seine Lage um einen Zoll zu verändern, war längst unmöglich. Man hatte unter ihm sein Lager durchbohren müssen. Unbeweglich versank er in seinem Pfuhl.

Sein Bewußtsein blieb klar. Er litt unsäglich an sich. Sein Leben hindurch war er von pedantischer Reinlichkeit und Gepflegtheit gewesen, übertrieben zum Ekel geneigt. Aus einem getrübten Becher zu trinken, war ihm immer unmöglich. Nun schwirrten die Fliegen um ihn.

Er litt für seine Umgebung. Er sah, wie Ärzte, Beichtiger, Minister und Diener schwer bei ihm aushielten. Kaum entschloß er sich mehr, einen Dienst zu verlangen. Mußte es sein, so geschah es mit einer zarten Höflichkeit, die um Verzeihung bat. Entsetzlich war dies anzuhören von diesem Mann der kalten Distanz.

Gott prüfte ihn hart. Der ganze Leib ein Sieden und Wühlen, tobender Kopfschmerz, Übelkeit und Beklemmung, kein Schlaf in den Nächten, versengender Durst, den ihm die Ärzte zu löschen verboten und den auch nichts mehr zu löschen imstande war.

Er hatte sein ganzes Dasein als einen Vorhof des Todes betrachtet. Für die Stunde des Absterbens hatte er gelebt. Aber daß diese Stunde so endlos sich dehnen würde, als diese widrige greuliche Qual, das war nicht zu ahnen gewesen.

Er trug sie. Vierzig Herrscherjahre in starrer und einsamer Illusion trugen jetzt ihre erhabene Frucht. Nie kam über seine zersprungenen Lippen ein Wort der Klage. Mitten im fauligen Zerfall, in dieser Atmosphäre vom Schindanger, blieb er ein König. Noch war es möglich, zu diesem Menschenrest *Majestät* zu sagen.

Er blieb des Gedankens fähig, diese äußerste Heimsuchung sei Gottes Unterpand für die ewige Herrlichkeit. Wer am schärfsten geprüft wird, der wird am höchsten erhöht. Er zog aus Leiden und Körperschmach die triumphale Bestätigung seines Glaubens, dem er sein Glück und das Glück seiner Staaten geopfert.

Wie unzulänglich mußten in solcher Prüfung die Tröstungen sein, die ein Mensch in sich selber fand! Eigenes Urteil und freie Gewissensforschung, was



waren das für schwankende Rohre, darauf die nordische Irrlehre sich stützte. Was für ein armseliges Geschöpf mußte der Ketzler sein im Augenblick des furchtbaren Übergangs.

Ihn, König Philipp, umringten in diesem Übergang alle Heiligen, alle Seligen. Seit einem Menschenalter waren mit jeder Einzelheit die dreißigtausend Totenmessen angeordnet, mit denen der ganze Heerbann spanischer Priester jetzt seiner Seele den Weg zur Seligkeit sichern würde. Vom Kissen aus fiel sein Blick durch den anstoßenden Raum auf den Hochaltar der Capilla Mayor. In Jaspis, Achat und Porphyrr erschimmerte dort, wie Vorstrahl der Ewigkeit, das Tabernakel. Unter dem Altar jedoch lag sein Vater im Sarge, der Kaiser. Um ihn die Toten des Hauses. Dort, wenig Schritte entfernt, warteten ihre Leiber auf seinen Leib. Und oben im Glanz warteten ihre entsühnten Seelen, daß er aufschwebe zu ihnen, entsühnt.

Er ist umgeben, umstellt von den Zeichen der Erlösung. Wohin seine sterbenden Augen schauen, treffen sie auf einen Trost. Die weißgekalkte Wand der Schlafkammer verschwindet fast unter frommen Bildern. Auf Tischen und Taburets sind Reliquien aufgestellt, die wunderkräftigsten seiner Schätze: ein Splitter vom echten Kreuze des Herrn, ein Arm vom Heiligen Vinzenz, ein Knie vom Heiligen Sebastian. In kostbaren Behältnissen liegt das

Totengebein, in Samt gebettet, mit Gold geschient, von Juwelen farbig umleuchtet. Aber in den Vorhängen seiner Bettstatt ist das kleine Kruzifix aufgehängt, das Kaiser Karl einst in Yuste sterbend in Händen gehalten hat.

Dreimal schon hat er gebeichtet und kommuniziert. Unersättlich hört er die heiligen Texte. Aber morgen ist sein größter Tag. Morgen soll er die letzte Ölung empfangen. Es wird die krönende Zeremonie seines strengen und zeremoniösen Daseins.

Er ist bereit. Er hat sich das Haar und die Nägel schneiden lassen, um in würdigerem Zustand dies Sakrament zu empfangen. Er hat sich die Teile des Leibes bezeichnen lassen, die der Priester benetzt. Er kennt schon das Silbergefäß mit dem vom Papste geweihten Olivenöl. Der neue Erzbischof von Toledo wird ihn salben. Die Assistenz ist genau bestimmt: Beichtiger, Prior und Hauskaplan, Majordomus, Minister und Oberste Hofchargen. Und auch sein Kronprinz soll anwesend sein, der *eine* törichte, blutschwache Erbe, der ihm aus vier Ehen geblieben ist; auf diesen hat es Gott gefallen die Last des bröckelnden Reiches zu legen.

Zum letzten Mal hat er heute die Geschäfte dieses Reiches verwaltet. Es waren Schriftstücke aus vier Erdteilen. Aber die Arme schmerzen zu sehr, die Finger der rechten Hand sind *eine* blu-

tende Wunde; so haben ihm denn sein Beichtiger Fray Diego und sein Kammerdiener Moura die Papiere verlesen, ihm auch das eine und andere Stück vor die Augen gehalten. Randbescheide hat er diktiert. Das war nun zu Ende. Hinweg alles irdische Werk! Von morgen an gehörte, was vom Leidensweg übrig war, ganz dem Gebet.

Er lag allein. Die beiden, lautlos, warteten nebenan.

Ein einziges Blatt war zurückgeblieben. Unbewegten Gesichts hatte er seine Lektüre angehört und dann befohlen, es vor ihm auf die Decke zu legen, mit der Schriftseite nach unten.

Er hielt die Augen geschlossen. Aus der Kirche kam ein leises Klappern und Klirren, es mochte der Sakristan sein, der Gerät und Leuchter zurecht-rückte zum Abenddienst. Der König schaute nach innen und schaute zurück.

Er ging in Leid. Er war ein Besiegter. Sprünge und Risse durchzogen sein Reich. Zum dritten Mal, vor wenigen Monaten, hatte er seinen Bankrott erklärt. Volkskraft, Seeherrschaft, Weltregiment, es war alles in Frage gestellt für die *eine* Idee.

Und den vollen Sieg dieser Idee hatte Gott nicht gewollt! Zwar Spanien und auch Italien waren bewahrt von dem Gift, in Deutschland, in Polen der Krankheit Einhalt geboten. Aber Oranien

herrschte in Holland und über Britannien die greuliche Jezabel.

Dies war abgetan. Eine Wunde nur brannte. Er wendete mit den wunden Fingern das Papier auf der Bettdecke um.

Es war ein gedrucktes Blatt, eine öffentliche Kundmachung, gestern mit der Gesandtenpost aus Paris gekommen. Zu Häupten trug es das Lilienwappen und noch ein anderes. Sein Text war französisch, und er begann:

„On fait à savoir à Tous que bonne, ferme, stable et perpétuelle Paix, Amitié et Réconciliation est faite et accordée entre Très-haut, Très-excellent et Très-puissant Prince, Henry par la grâce de Dieu Roy Très-chrétien de France et de Navarre, notre souverain seigneur; et Très-haut, Très-excellent et Très-puissant Prince, Philippe Roy Catholique des Espagnes . . .“

Friede, Freundschaft, Versöhnung, er hatte sie Frankreich gewähren müssen, jetzt noch vor seinem Ende! Sich besiegt erklären. Calais und Blavet herausgeben. Verzichten auf allen Gewinn aus der ungeheuren Anstrengung von vierzig Jahren. Und das Königtum dieses vierten Heinrich anerkennen, der alles war, was er haßte.

Er hatte sich bekehrt, dieser König, jawohl. Er war das Haupt der Ketzerei gewesen, und jetzt war er Katholik. Er warf einen Glauben von der

Schulter wie einen Mantel. Tausendmal schlimmer war er als die, die im Brande der Scheiter für ihren Irrtum bezahlten. Es war unausdenkbar und doch offenbar: dieser König glaubte an nichts. Was Philipps Herz und Geist in siebenzig Lebensjahren erfüllt hatte, für diesen Heinrich zählte es nicht. Die Herrschaft zählte, die Einheit des Landes zählte, die Wohlfahrt seines Volkes zählte. Dafür würde er Türke werden, Feueranbeter. Sein berühmtes Edikt, das den Glaubensfrieden verkündete, Rechtsgleichheit der Konfessionen — was war es anderes als das Achselzucken eines gottfremden Menschen, dem irdisches Glück über alles galt.

Und Gott gewährte es ihm. Philipp war unterrichtet. Gott hatte auf diesen Frevler alle Regentengaben gehäuft. Unabnutzbar war seine Arbeitskraft, untrüglich sein Gedächtnis, selbständig sein Urteil, blitzend klar sein Verstand, unschreckbar sein Mut.

Den übermütigen Adel trieb er mit kurzen, eisenharten Schlägen zu Paaren, erwählte mit genialem Blick seine Minister, gab dem Volk das Bewußtsein, daß ein erleuchteter Wille es führe und schütze. Nicht aus Aktenstößen heraus, aus der Mönchszelle regierte er Frankreich, er reiste umher, ging unter die Leute, jeder Untertan durfte ihm nahen, mit jedem sprach er in seiner Sprache und erfragte Wünsche und Not. Wie unter einem

Mairegen blühte dies Frankreich empor. Dem Landbau, dem Gewerbe, dem Handel galt gleiche, tatkräftige Sorge. Finanz und Justiz wurden mit sicheren Griffen gesäubert. Kein Vorurteil galt, nach keinem Wappen, nach keiner Blutsreinheit wurde gefragt, eine ungeheure Welle von Vertrauen schwoll diesem ganz irdischen, ganz illusionslosen König entgegen.

Paix, Amitié, Réconciliation — wahrhaftig, so hatte kein Druckwerk je noch gelogen. Wie oft hatte Philipp versucht, ihn ermorden zu lassen!

Vor wenigen Wochen einmal hatte er in tiefer Nachtstille lange ein Bild des Widersachers betrachtet. Dann war es fortgeschafft worden für immer. Aber es hatte sich eingepägt, er kannte ihn ganz. Den kleinen festen kräftigen Mann und sein starkes Gesicht. Das freche, krause Haar, hochgekämmt über der freien Stirn. Die riesige, sinnliche Nase. Den breiten, genießenden Mund über dem viereckig geschnittenen Bocksbart. Und diese Augen, funkelnd von Leben und Ironie, „höllisch kluge und himmlisch freundliche Augen“, wie ihm ein taktloser Späher einmal geschrieben, „mit den geistreich spielenden Falten darum“.

In großer Gala stellte jenes Bildnis ihn dar. Aber man sah es ihm an, daß er sie lässig und spöttisch trug. Ein uneleganter, geschmeidiger, kleiner Gasconer war das, keine Spur feierlich; sicherlich kam



es ihm nicht darauf an, kräftig nach Schweiß und nach Knoblauch zu riechen. Der schämte sich nicht! Die Korrespondenzen aller Gesandten waren voll von empörendem Klatsch. Durch dreihundert Lieb-schaften war er hindurchgegangen und hatte sich niemals geschämt. Die Frauen, von denen er Freu-den empfing, er sperrte sie nicht in ein Kloster, wenn er gesättigt war. Ganz frech ehrte und be-schenkte er sie. Er war dankbar für die empfangene Lust. Härte und Grausamkeit waren ihm fremd. Er strafte ja kaum den Verrat.

Philipp haßte ihn. Wie er ihn haßte! Dieses Heinrichs ganze Existenz war ein Hohn auf sein eigenes siebzigjähriges Königsdasein, auf sein gan-zes, strenges, entsagungsvoll dunkles Leben im Dienste der einen, der erhabenen, der ja doch ein-zig wahren Idee. Wie konnte Gott es zulassen, daß frecher Unglaube so triumphierte! Dein Wille ge-schehe, oh Herr . . . aber unbegreiflich und schreck-lich war dieser Wille. Sein Haß war es, was König Philipp noch abtrennte vom Frieden des Hintritts. Nicht Gebet, nicht Beichte, nicht Abendmahl hatten diesen Haß aus seiner Seele geschwemmt, der viel-leicht ein heimlicher, tiefer, entsetzlicher Zweifel war. Oh Gott, steh mir bei! Laß mich nicht zu schanden werden in meiner letzten Stunde, neige Dich zu mir, mein Gott, gib mir Kraft, gib mir Kraft!

Die beiden im Vorraum, der Beichtiger und der Diener, vernahmen einen zerreißenden Schrei. Sie stürzten herzu.

Der König, der sich seit Wochen nicht einen Zollbreit hatte bewegen können, saß aufrecht im Bett, mit stürzenden Tränen. Er hatte das Kruzifix des Kaisers aus den Vorhängen herabgerissen und preßte es mit den blutenden Händen inbrünstig an seine Lippen.

## DER RITTER

Es klopfte respektvoll. Beim dritten Pochen erst hob er den Kopf von seinem Manuskript. Eintraten Gambalon und Polarte.

Der Sklave Seiner Majestät, der noch immer auf seinen Abtransport wartete, kam mit Kratzfüßen näher. Hinter ihm Herr Polarte, „Sünder mit dem, was man braucht“, völlig bartlos und haarlos, den Körper von den Auspeitschungen ein wenig verzogen. Sie waren auf einem Bittgang.

Es handelte sich da um einen gewissen Boffy, der heute im Hof mit dem Strick zu Tode gebracht worden war. Sie sammelten für sein Grab.

„Euer Gnaden wissen es ja“, erklärte Gambalon sehr gewählt, „die Vorurteile der Menschen sind äußerst verschieden. Diesem ging es um seine Bestattung. Da ihm leider ein christliches Begräbnis versagt bleibt, wünscht er außerhalb der Mauer einen Stein mit einer würdigen Inschrift. Marmor aus Filabres wär' ihm das Liebste. Aber die Preise sind hoch.“

Cervantes griff in die Lade und spendete von dem Geld, das ihm Cutierrez zurückgelassen.

Aber sie gingen noch nicht. Sie verspürten das Bedürfnis, die Bemühung zu rechtfertigen.

„Es ist schade“, nahm Herr Polarte in der Fistel das Wort, „daß Euer Gnaden nicht sahen, wie er gehenkt wurde! Es lohnte der Mühe. Das Armesünderhemd stand ihm so gut, als wär' es nach

Maß angefertigt, und er war auf das feinste frisiert. Den Pater bat er mit Höflichkeit, sich nur auszusprechen, und lobte sehr, was er ihm da erzählte. Dann stieg er würdig die Leiter hinauf, weder in Katzensprüngen noch auch zu langsam, zog sich die Falten des Hemdes nach hinten und legte sich selber den Strick um den Hals. Man konnte tatsächlich nicht mehr verlangen."

"Genug!" unterbrach ihn da Gambalon, "genug jetzt geredet! Du störst Seiner Gnaden die Inspiration." Und schon bei der Türe: "Es bleibt doch dabei? Heute nacht nach dem Ave?"

"Ja, kommt nur", sagte Cervantes.

Da die beiden ihn einmal unterbrochen hatten, rückte er seinen Stuhl an das offene Fenster und ruhte. Der Blick ging über das breite Ufergelände und über den Fluß. Drüben, über Triana, verfärbte sich der Himmel in purpurnen und smaragdnen Streifen, da die Sonne ging.

Er hatte sie vierzig oder fünfzig Mal untergehen sehen aus diesem Fenster. Lange würde seine Haft nicht mehr dauern. Zwar jene Eingabe war niemals abgesandt worden. Aber seit kurzem befand Freund Gutierrez sich in Madrid, um seine Angelegenheit dort zu bereinigen.

Cervantes war ihm dankbar dafür. Wahrhaftig, so half ein Freund! Aber wenn er sich selber fragte — die Befreiung eilte ihm nicht. Ihn hätte die Aus-

sicht nicht erschreckt, in diesem Zimmer ein Jahr lang abgesondert zu leben oder auch drei, und hier sein Werk zu vollenden. — Alles kommt in der Kunst auf den Ausgangspunkt an. Sein Ausgang war gut. Er war auf gesegnetem Wege.

Längst schon war Don Quijote nicht der einfache Narr mehr, dem die Ritterbücher das Hirn verrückt haben. Er war ein höher Besessener. Unsinn trieb er noch immer wie zehn Verrückte, doch seine Rede war weise.

Längst zog er nicht mehr allein. Neben ihm auf seinem Eselein trabte schon Sancho Pansa, der Triviale, gebacken aus derbstem Mehl. Kopfschüttelnd und dennoch gläubig, aus Gewinnsucht und halb aus einer dumpfen Verehrung für den Adel der Illusion, zog der künftige Stadthalter hinter ihm drein, und sein dicker Bauernrücken verschmerzte die Prügel.

Längst schon hatte der Schloßhauptmann, der ein Kneipwirt war, Don Quijote zum Ritter geschlagen, der entsetzliche und unerhörte Kampf gegen die Windmühlen war überstanden, die edle Rosinante an den grausamen Stutentreibern gerächt, die schmerzhaften Abenteuer im verwunschenen Kastell klaglos verwunden, schon trug Don Quijote statt eines Papphelms den goldenen Zauberhelm des Mambrinus, der ein blankes Rasierbecken war...

Die Quelle war aufgebrochen und strömte. Eine Flut von Geschichten, Gesichtern, schwoll um ihn her. Was er auf dreißigjähriger Irrfahrt geschaut und vernommen hatte, das erlebte jetzt seinen Tag. In dem Rahmen, den sein glücklicher, erster Griff gespannt hatte, war für alles Raum, für Sklavengeschichten, Liebesgeschichten, Landfahrgeschichten, alles fügte sich ein wie im glücklichen Traum.

Und wie es in glücklichen Träumen eine Gewißheit ohne Worte gibt, so kannte er ohne Wort alle die verborgenen Züge unter Don Quijotes magerem Gesicht. Sie lugten hervor, doch er rief sie nicht an. Sich selber nicht, der doch aus dem Spiegel zuerst heruntergestiegen war in dies Buch. Don Juan d'Austria nicht, letzten törichtten glänzenden Ritter, der nach Kronen griff wie ein schwärmender Knabe. Und auch den mönchhaft Schweigenden im Escorial nicht, der in diesem Herbst verloschen war und für dessen lebenslange, gewaltige Illusion die Gefangenen noch immer bezahlten.

Er schrieb einfach ein lustiges Buch, das die Ritterromane verspottete. . . Würde man kommen und fragen? Würde man hinter seinem Hidalgo den Geist Spaniens erkennen, der großmütig blind hinter Gewesenem her war, während ringsum die Welt zu neuer Wirklichkeit aufwachte? Er zuckte die Achseln. Es gab nichts zu erklären. Fabel und Sinn waren eins, wie eine Frucht und ihr Duft.



Cervantes war glücklich. Er wußte, was ihm geschenkt worden war. Dies war vor ihm nicht in der Welt!

Schon war Name und Ruf seines Ritters hinausgedrungen über die Zelle. Erste Bestätigung stellte sich ein, erster seltsamer Vorglanz zukünftigen Ruhmes.

Es war vermutlich sein Wärter gewesen, der zuerst die Nachricht verbreitete, im obersten Stockwerk sitze ein Herr, der schreibe bei Tag und bei Nacht an einem Ritterroman. Besucher kamen. Nicht von den harmlosesten. Gerade die schärfsten Galgenvögel aus der „Eisenkammer“ und der „Pestilenz“ stiegen herauf, um nachzusehen, was der einhändige Herr da zusammenphantasierte.

Und er ließ sich nicht bitten. Er hielt sich nicht für zu gut. Er gab was zum besten. Sein Ruf ging durchs Haus. Raufbold, Kuppler und Bandenräuber, sie würdigten seine Scherze. Sie kamen in Gruppen, in Haufen. Drei Wochen war es jetzt her, da hatten sie sich zum erstenmal als Publikum hier vereinigt, zusamt ihren Damen. Damals las er den Kampf mit den Windmühlen vor. Am nächsten Tag kannte ihn halb Sevilla. Der Gefängnisdirektor erschien in Person mehr einem betrübten, feinen Gelehrten ähnlich als dem Ausbeuter, der er war, und erbat sich das Manuskript des Kapitels für einige Stunden. Völlig unbescholtene

Herren aus der Stadt ließen sich abends mit einschließen, um an einer Vorlesung teil zu haben.

Heute aber waren sie unter sich. Kein Stadtbesuch störte. Kaum war im Haus der plärrende Betchor verklungen, so war Miguels Zimmer schon voll. Sie drängten sich an den Wänden, sie kauerten auf dem Boden, die Tür mußte offen bleiben, man sah noch draußen im Gang Gesicht an Gesicht. Kaum blieb für Cervantes, der neben zwei Kerzen saß, ein klein wenig freier Raum.

Es war ihm willkommen, daß er sie heute unvermischt vor sich hatte. Es gab dafür einen Grund.

Er wartete freundlich, bis alles ruhig war. Im flackernden, tanzenden Licht ging sein Blick über wilde Bärte, Kahlköpfe, verwegene Frisuren. Von zerrissenen Hanfschuhen, die ihm die Nächsten entgegenstreckten, über gelbe Strumpfhosen, riesige rote Kniebänder zu geschlitzten Wämsern, groben Decken, aus denen die Nacktheit hervorsah, zerzupften wallonischen Kragen. Dazwischen leuchtete grelles Karmin von den Gesichtern der Damen und die Bleiweißschminke ihrer offenen Brüste.

„Wie Don Quijote viele Unglückliche befreit, die man gegen ihren Willen führt, wohin sie nicht wollen.“

Es war die Geschichte von den zwölf Galeerensträflingen, die, mit langer Kette an den Hälsen

aufgereiht, unter scharfer Bedeckung dem Hafan zuwandern. Die Don Quijote aufhält und ausfragt und zu befreien beschließt: „denn mein Ritteramt macht mir's zur Pflicht, die Gewalt zu bekämpfen und allen Hilflosen beizustehen. Und, es könnte doch sein, liebe Brüder, daß bei dem einen von euch die Folter, bei dem andern die Not, Mangel an Protektion bei dem dritten und bei den übrigen ein ungerechter Spruch des Gerichts an allem die Schuld trägt.“

Und da natürlich die Eskorte ihre Gefangenen nicht gutwillig herausgibt, legt er die Lanze ein und wirft den Polizeioffizier des Königs zu Boden. Dies ist das Signal, Aufruhr bricht los, die Wächter sind überwältigt und die Sträflinge frei.

Beifall wollte sich rühren... Cervantes hob die verstümmelte Hand. Seine Geschichte war nicht zu Ende.

Er las den Schluß. Las, wie die Befreiten ihrem närrischen Befreier keineswegs danken, wie sie ihn verhöhnern, ihn mit Steinen überschütten, ihm seinen goldenen Helm um die Rippen schlagen, ihm und Sancho auch noch die Mäntel stehlen und auseinanderlaufen...

„Der Esel, Rosinante, Sancho und sein Herr blieben allein auf der Walstatt zurück. Der Esel stand mit hängendem Kopf in tiefen Gedanken da und schüttelte von Zeit zu Zeit die Ohren, als

glaubte er, der Steinregen daure immer noch fort. Rosinante, die ein Steinwurf zu Boden geschlagen hatte, lag neben ihrem Herrn dahingestreckt. Sancho stand im bloßen Wamse da, zitternd aus Angst vor der Polizei. Don Quijote aber wollte vor Unmut fast vergehen, daß die, denen er sich hilfreich erzeigt, ihn nun so häßlich behandelten.“

Jubelgeschrei erhob sich, als er kaum geendet. Ein tosendes Lachen ließ die Flammen der Kerzen erzittern. Sie johlten. Sie schlugen sich auf die Schenkel. Die Damen vollends waren ganz außer sich. Begeistert kreischend warfen sie die Arme um ihre Nachbarn und schmatzten sie ab. Wahrhaftig, das war ein Erfolg!

Es war nicht ganz der, den Cervantes erwartet hatte. War dies denn möglich! Ihr eigenes Schicksal ward ihnen vorgeführt — und einer im brüchigen Panzer, der sich ihrer annahm. Aber sie hatten nichts als ein Johlen für ihn. Johlend gaben sie ihren Elendsgenossen recht, die ihn steinigten. Cervantes hatte nicht übertrieben; sie bewiesen es ihm. Und es fror ihn bei dem Beweis.

Er war aufgestanden. Er hielt eine Kerze hoch und ließ ihren Flackerschein hingehen über diese Zuhörerschaft. Ganz vorn auf dem Boden saß Gambalon, Sklave Seiner Majestät, seit Wochen zum Abtransport an der Halskette fertig. Er hatte sich vor Vergnügen hintenüber geworfen, daß er

einem der Weiber im Schoße lag, und riß noch immer lachend den Mund auf, man sah ihm bis in den Schlund...

Ungern brachen sie auf. Ihre Stimmen verhallten. Durchs weit offene Fenster zog ihr Dunst ab.

Ein reiches Herbststernenzelt war funkelnd ausgespannt. Über Triana war der Himmel noch hell vom verschwundenen Tag.

Schon lächelte er über sich selbst. Was warf er ihnen denn vor? Daß sie lachten? Über Don Quijote *sollte* gelacht werden. Worüber beklagte er sich?

Einst aber, er nahm es sich vor, sollte die unverlarvte Wahrheit dennoch hervortreten in seinem Buch, einem jeden verständlich. Einmal würde er sprechen. Ganz spät, ganz zuletzt, nach hundert Abenteuern, tausend Seiten, sollte das Zauberwort aufklingen. Auf die rückwärtige Schwelle des weiten Baus wollte er einen winzigen Schlüssel niederlegen zu seiner innersten Kammer...

Einmal geht es zu Ende mit Don Quijote. Die Freunde sind um ihn. Schluchzend redet Sancho zu ihm von neuer Ausfahrt, neuen Taten. Da aber zergeht vor den Augen des Unenttäuschbaren der lange Traum, und er spricht:

„Langsam, ihr Herren, nur langsam! Es gibt in den Nestern vom vorigen Jahr keine Vögel in diesem. Don Quijote von der Mancha bin ich nicht

mehr. Ich bin wieder Alonso Quijano, den man einst *den Guten* genannt hat.“

Ja, so sollte nach Jahr und Tag sein Buch einmal enden, mit diesem einfachen Schlüssel- und Zauberwort *gut*.

Noch war über Triana der Himmel ein wenig erhellt. Und er sah seinen Ritter riesig und hager dahinreiten, immer dem Schimmer nach, durch Raum und Jahrhundert — seines Kleppers Hufe stolpernd auf spanischem Grund, aber das edle und lächerliche Haupt ganz nahe den Sternen.